Wiener Stadt-Bibliothek.
24443 A
205–206.

Nr. 205—206. Per Nr. 10 kr.

Allgemeine

National-Bibliothek

205-206

Die Brüder. — Anna.

Von

Betty Paoli.

Jede Nummer 10 Krz = 20 Pfg. Jedes Werk ist einzeln käuflich

Von Dr. H. Weichelt gegründet im Jahre 1882

E. Daberkow's Verlag in Wien

Nr. 1—206.

Anschütz, Roderich. Kunz von Kaufung. Schauspiel. 106—107.* E
— Die Familie Wetter. Lustspiel. 110—111.*
Anzengruber, Johann (Vater). Berthold Schwarz. Trauerspiel. Vorbemerkung von Dr. Anton Bettelheim. 93—95.* E
Bachmayr, J. N. Trank der Vergessenheit. Drama. 172—173.
Deinhardstein, L. F. Garrick in Bristol. Lustspiel. 35—36.
— Hans Sachs. Dramatisches Gedicht. 80—81.*
— Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten. Lustspiel. 108.*
Ebner-Eschenbach, Marie v. Oversberg. Novelle. 198—199.
— Bettelbriefe. Novelle. **200.** E
Ebert, Karl Egon. Ausgewählte poetische Erzählungen. 26—27.
— Das Kloster. Idyllische Erzählung. 38—39. E
— Brunoy. Schauspiel. 48—49.*
Fercher v. Steinwand. Johannisfeuer. Ged. M. Portr. 181—183. E
Feuchtersleben, Ernst (Frhr. v.). Ausgewählte Gedichte. I. 109.* E
Foglar, Adolf. Die Griechin. Novelle. 37.
— Das gefährliche Lied. Novelle. 75.* E
Foglar, Ludwig. Die Märtyrer der Phantasie. Novelle. 62.*
— Volks-Erzählungen. 82.*
— Ausgewählte Gedichte. 83. E
Frankl, Ludwig August. Don Juan de Austria. Heldenlied. 5—6. E
— Christoforo Colombo. Episches Gedicht. 74.*
— König Salomo. Epische Dichtung. 79.*
Grillparzer, Franz. Der arme Spielmann. Erzählung. 31.
— Biographie, von Adam Müller-Guttenbrunn. Mit Porträt. 175.
Grün, Anastasius. Der letzte Ritter. Romanzenkranz. 16—17.*
— Spaziergänge eines Wiener Poeten. 28.*
— Nibelungen im Frack. Capriccio. 54.*
— Schutt. Dichtungen. 58—59.
— Ausgewählte Gedichte. 71—72.* E
— Pfaff vom Kahlenberg. Ländliches Gedicht. 87—90.*
Gründorf, Karl. In der Einöd'. Volksstück. 5. Aufl. 4.* E
Gutenbergbuch. Eine Verherrlichung der Buchdruckerkunst. Gedichte. 2. Aufl. 201.
Halm, Friedrich. Der Sohn der Wildnis. Dram. Gedicht. 20—21.*
— Griseldis. Dramatisches Gedicht. 29—30.*
— Camoens. Dramatisches Gedicht. 34.*
— Der Fechter von Ravenna. Trauerspiel. 63—64.*
— Der Adept. Trauerspiel. 77—78.*
— Ausgewählte Gedichte. 85—86.* E
— Wildfeuer. Dramatisches Gedicht. 150—151.
Hamerling, Robert. Sylvanus. Novelle. 144. E
— Ungedruckte Briefe. I. Mit Porträt. 163—165.
— — II. Mit Porträt, Geburtshaus und Facsimile. 169—171.
Hebbel, Friedrich. Nibelungen. Trauerspiel. 145—147.
— Gyges und sein Ring. Trauerspiel. 152—153.
— Maria Magdalene. Trauerspiel. 167—168.
— Judith. Trauerspiel. 176—177.
Herloßsohn, Karl. Onkel Forster. Eine Alltagsgeschichte. 33.
— Ein Landpfarrer. Erzählung. 40.
— Eine Nacht in den Apenninen. Novelle. 44. E

Die Brüder. * Anna.

Zwei Erzählungen

von

Betty Paoli

(geb. Wien 30. Dec. 1814, gest. Baden bei Wien 5. Juli 1894).

C. Daberkow's Verlag in Wien.

Alle Rechte vorbehalten. — Siehe Einleitung.

K. u. k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

Betty Paoli, Pseudonym für Barbara Elisabeth Glück, wurde am 30. December 1814 (nicht 1815) zu Wien geboren. Früh verlor sie ihren Vater, verlebte aber eine glückliche Kindheit, da ihre Mutter wohlhabend war. Als zehnjähriges Kind machte sie bereits Versuche in der Dichtkunst und veröffentlichte ihr erstes Gedicht „An die Männer unserer Zeit“ 1832. Als sie 15 Jahre zählte, verlor ihre Mutter durch den Bankerott eines Handlungshauses das Vermögen. Zeiten der Noth traten ein, die dadurch erschwert wurden, dass sich der Mutter die Sucht zu wandern bemächtigte. Obgleich darunter des Mädchens Unterricht litt, fand doch die rege Phantasie dabei viel Nahrung; die Folge war eine leidenschaftliche Hingabe an die Poesie und der Eifer nach Erweiterung von Kenntnissen; diesen Eifer konnte sie besonders in den Jahren 1833—1835 befriedigen, als sie mit ihrer Mutter in der größten Zurückgezogenheit in Russland lebte. In Wien wurde die Dichterin nach dem Tode ihrer Mutter (1843) Gesellschaftsdame der Fürstin Schwarzenberg, Witwe des Siegers bei Leipzig. Die Fürstin, eine Frau von ebenso bedeutendem Geiste als wahrhaft edlem Charakter, verstand die Dichterin zu würdigen, und es knüpfte sich zwischen den beiden Frauen ein Freundschafts-

bund, den erst der im Jahre 1848 erfolgte Tod der Fürstin löste. Nach dieser Zeit unternahm Betty Paoli größere Reisen ins Ausland, hatte aber seit 1852, einige Ausflüge abgerechnet, ihre Vaterstadt zum ständigen Sitze erwählt. Sie ertheilte hier in vornehmen Familien Unterricht in französischer, englischer, italienischer, spanischer und russischer Sprache, wendete sich aber später der Journalistik zu. Als Übersetzerin gewann sie der deutschen Bühne Dumas' „Biedermänner" und Banvilles „Gringoire". Die Dichterin starb nach längerer Krankheit am 5. Juli 1894 in Baden bei Wien.

Ihre Werke sind der Reihe nach: Gedichte (Nikolaus Lenau gewidmet), 1841 — zweite Sammlung von Gedichten: Nach dem Gewitter, 1843 — Erzählungen: Die Welt und mein Auge, dritte Auflage, 1844 — Epische Gedichte: Romancero, 1845 — Neue Gedichte, 1850 — Lyrisches und Episches, 1856 — Die Biographie: Julie Rettich, 1866 — Wiens Gemäldegallerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung, 1868 — Neueste Gedichte, 1869 — Grillparzer und seine Werke, 1875 — Auswahl und Nachlese: Gedichte, 1895.

Betty Paolis Stärke liegt in den lyrischen Gedichten; ihr Innenleben kam hierin zu so mächtigem Ausdrucke, dass Grillparzer sie „den ersten Lyriker Österreichs" nannte. Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Dr. Anton Bettelheim sind wir diesesmal in der Lage, zwei frühzeitig in Druck erschienene Prosaarbeiten der National-Bibliothek ein-

verleiben zu können. „Die Brüder“ erschienen zuerst in Dräxler-Manfreds Rheinischem Taschenbuch für 1847; „Anna“ erschien 1857 als Feuilleton in einer Zeitung, deren Titel sich nicht erhalten hat. Es liegt nun noch eine größere Reihe Feuilletons als „letzte Gabe“ vor, und wir hoffen, dieselben gleichfalls unseren Lesern in einiger Zeit als Abschluss der Werke Betty Paolis bieten zu können.

Als uns Herr Dr. Bettelheim das Manuscript zu diesem Bändchen übermittelte, schrieb er an uns Folgendes: „Noch zu ihren Lebzeiten äußerte die Dichterin wiederholt den Wunsch, ein paar ältere, in Buchform bisher noch nicht gesammelte Erzählungen und eine Auswahl ihrer Zeitbetrachtungen, zumal zur Frauenfrage, Reiseblätter, endlich ihre Studien zur neueren und neuesten Literatur in einem besonderen Bande herauszugeben. Es war Betty Paoli noch beschieden, ihre für diese Auslese bestimmten Geschichten und Kritiken druckreif geordnet bereit zu legen: die Veröffentlichung dieser letzten Gaben blieb indessen ihren Testamentsvollstreckern überlassen. Von der treuen Lebensfreundin der Dichterin Frau Ida von Fleischl-Marxow erhielt ich die Novellen und Feuilletons in einer Sammelmappe aus dem Nachlass Betty Paolis. Es waren Lieblingsarbeiten, die von ihr durchwegs zur Publication in einer Buchausgabe bestimmt waren. Die Freunde der großen Lyrikerin werden den vorliegenden Proben ihrer Erzählungskunst freundlichen Antheil nicht versagen. Durch die Aufnahme der prosaischen

Schriften Betty Paolis in eine weitverbreitete, vaterländische, volksmäßige Bibliothek deutsch-österreichischer Dichtung glaubten wir schließlich dem Herzenswunsche der Dichterin und unserer Pietätspflicht am würdigsten nachzukommen."

(Vergleiche: Wurzbach, Biographisches Lexikon, V. Band, 1859; Das geistige Wien, 1893; Brümmer, Lexikon, 1895. Die Durchsicht dieser Doppelnummer besorgten gütigst die Damen: Excellenz Marie Freiin von Ebner-Eschenbach und Ida von Fleischl, sowie Herr Dr. Bettelheim, so dass die hier gebrachten Lebensdaten als verlässlich bezeichnet werden dürfen.

Die Brüder.

In einer Gebirgsgegend des westlichen Böhmen erhebt sich einsam ein alterthümliches Schloss; die Eger bespült den Felsen, auf dem es thront. Bergeshöhen begrenzen den Horizont und verhindern dem Blick frei, in die Ferne zu schweifen. Das Schloss selbst ist schlecht geeignet, einen freundlichen Eindruck hervorzubringen; die von der Zeit geschwärzten Mauern hätten mancherlei zu erzählen gewusst, namentlich aus den Tagen, wo ihre Grundfesten unter dem Eisentritt der heranstürmenden Hussiten erzitterten. Um sich in diesem Bau heimisch zu fühlen, musste man entweder so glücklich sein, dass man sich reich genug fühlte, den Moder der Vergangenheit mit dem Blütenflor eines innern Frühlings zu überkleiden, oder so tief unglücklich, dass man verwandtschaftlich hingezogen ward zu dem Weh entschwundener Zeiten.

Der Herbst war, wie es unter diesem rauhen Himmel häufig der Fall, früh hereingebrochen, doch nur die länger werdenden Nächte und die kälteren Lüfte sprachen von seinem Siege, denn es besaß diese Gegend keinen Schmuck, den er ihr hätte rauben können. Er fand hier kein Laub von den Bäumen zu streifen; das Moos, die düstern Nadelwälder grünten fort, ohne sich um den Wechsel der Jahreszeiten zu bekümmern.

Es war spät am Abend, der Vollmond warf sein Licht auf die Berge, deren höchste Spitzen bereits

mit Schnee bedeckt waren, und auf das Schloss, das wie ein dunkler, schweigsamer Riese das enge Thal beherrschte. Öde und Stille herrschte darin, nur im untern Geschoss bewegten sich manchmal Lichter hin und her, aus der Herrenwohnung selbst schien alles Leben gewichen.

Noch war dem nicht so, aber es wollte ein Leben von hinnen scheiden, und die Fenster des Sterbegemachs waren so dicht verhangen, dass der Schein der verdeckten Lampe nicht durch die Hüllen zu brechen vermochte.

In diesem alterthümlich, aber reich ausgeschmückten Zimmer lag die Herrin des Schlosses, Gräfin Lozensky, bis zum Schattenhaften bleich und abgezehrt; dass sie noch lebe, verrieth nur der unstete Blick der eingesunkenen Augen. Reiche Schönheit musste sie einst geschmückt haben, denn selbst in dieser furchtbaren Abmagerung wies ihr Antlitz noch Züge von seltener Reinheit und Vollendung. Die eine ihrer blendend weißen, fast durchsichtigen Hände lag auf der seidenen Bettdecke, die andere auf dem langsam erkaltenden Herzen. Manchmal wurde ihr Auge starr und unbeweglich, sie schien brünstig aufzuhorchen; wenn sie dann merkte, dass ihr Ohr sie getäuscht, quoll ein Seufzer aus ihrer Brust, der Ausdruck ihrer Züge verrieth unsägliche Angst, es hatte das Ansehen, als wolle sie mit dem herannahenden Tode um Minuten ringen.

Zu Häupten ihres Bettes saß Georg, ihr Sohn, ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling. Er war stark genug, um sein zerreißend Weh zurückzudrängen, damit es nicht die letzten Stunden der Sterbenden verbittere. Nur manchmal, wenn er es nicht mehr zu ertragen vermochte, stand er auf und gieng ans Fenster, unter dem Vorwande, nach dem Erwarteten zu spähen, in Wahrheit aber, um dort

ungesehen die brennenden verzweiflungsvollen Thränen zu weinen, die der bevorstehende Verlust der heiligsten Liebe auf Erden dem Menschenauge entreißt.

Eben stand er wieder an seinem Zufluchtsorte und drückte das glühende Gesicht an die kalten Krystallscheiben, als die Gräfin mühsam die Stimme erhob, um ihn zu fragen: „Siehst du noch nichts?“

„Nein, Mutter,“ versetzte er und suchte seiner Stimme Festigkeit zu geben, „nein, noch seh' ich nichts, aber sei ruhig! Zdenko kommt gewiss. Noch eine Stunde, und er ist da.“

„Noch eine Stunde und ich bin vielleicht todt,“ stöhnte die Kranke und leiser, unhörbar murmelte sie vor sich hin: „Er vergiftet mein Sterben, wie er die Qual meines Lebens gewesen ist.“

Es entstand eine Pause. Über Georg kam eine solche Bangigkeit, dass sein junges Herz hätte stillstehen mögen; es verlangte ihn, ein menschlich Antlitz neben sich zu erblicken, das dieses Grauen verscheuche. „Willst du nicht, dass ich den Doctor Malik rufe?“ fragte er endlich.

„Was soll mir der Arzt?“ entgegnete die Gräfin finster. „Wenn mich nicht mein Wille am Leben erhalten kann, seine Mittel werden es nicht. Nein, rufe niemand; lass uns allein bleiben. Komm, Georg, setze dich wieder zu mir, mein geliebtes, mein armes Kind!“

Er that nach ihrem Willen. In seinem Innern wüthete ein ungeheurer Schmerz, in dem ihrigen das grässliche Bewusstsein, dieses Schmerzes nicht wert zu sein. Plötzlich richtete sich die Kranke auf, wie von einem galvanischen Schlage durchzuckt. „Er ist's!“ sagte sie mit seltsam veränderter Stimme.

Georg horchte auf. Nach wenigen Secunden vernahm auch er, dass die Hunde im nahegelegenen

Dorfe anschlugen, bald darauf ward das Rollen eines Wagens vernehmbar.

„O wenn es doch auch nur gewiss Zdenko ist!“ rief Georg, eine neue Enttäuschung befürchtend.

„Er ist's. Hier in meinem Herzen fühl' ich, dass er es ist. Gott sei ewig gedankt!“

Das Geräusch kam immer näher, der Wagen fuhr über die Schlossbrücke, nun war kein Zweifel mehr übrig. Das erlöschende Leben der Gräfin schien neu aufzuflammen.

„Geh',“ sagte sie zu Georg, „geh', deinen Bruder zu empfangen, er soll gleich zu mir kommen, die Minuten sind kostbar.“

Im Nebenzimmer traf Georg den Arzt, er bat ihn, bis zu seiner Rückkehr bei der Kranken zu bleiben. Dann eilte er die Treppe hinab, an deren untersten Stufen Zdenko ihm entgegentrat. Von Schmerz überwältigt, warf er sich an die Brust des Bruders.

„Welch ein Wiedersehen!“ rief er.

„Komm' ich zu spät?“ fragte Zdenko heftig. „Ist die Mutter — —“ Das Schreckenswort wollte nicht über seine Lippen.

„Nein,“ entgegnete Georg, „noch lebt sie, aber mit aller Hoffnung ist es vorbei. Lass uns gleich zu ihr. Du weißt nicht, mit welcher Sehnsucht sie dich erwartet.“

„Mich?“ murmelte Zdenko, und ein bitterer Zug des Unglaubens spielte um seine Lippen. „Mich sollte sie mit Sehnsucht erwarten? Indessen gleichviel! Brennt doch mein Herz nach ihrem Anblick.“

Sie eilten hinauf; im Vorzimmer warf Zdenko Mantel und Reisemütze von sich und trat in das Gemach der Sterbenden. Bei seinem Eintritte schauerte sie zusammen, als er aber ihre Hand ergriff, um sie an seinen Mund zu führen, schlang sie beide Arme

um seinen Hals und küsste ihn mit wilder Inbrunst auf die Stirne.

„Mutter! Mutter!“ rief Zdenko, den dies Liebeszeichen umso heftiger ergreifen musste, je seltener ihm ein Beweis ihrer Zärtlichkeit zutheil geworden war.

Langsam ließ sie die Arme sinken. „Ich will mit Zdenko allein sprechen,“ flüsterte sie dem jüngern Sohne zu.

„So muss ich von dir?“ fragte er schmerzlich.

„Nicht auf lange. Zdenko und ich, wir werden uns bald verständigt haben, dann magst du wieder kommen.“

Georg entfernte sich mit dem Arzte. Zdenko allein blieb im dämmernden Gemache zurück.

„Nimm den Schirm von der Lampe,“ sagte die Gräfin, „ich will dich sehen.“

Es geschah, wie sie befohlen; das volle Licht ergoss sich über Zdenkos Gestalt. Er besaß jene Schönheit, die bethört, verblendet, das umstrickte Herz mit sich fortreißt, ohne dass es sich auch versucht fühlt zu fragen: ob der Weg zum Heil oder Verderben führen werde?

„Es sind seine Züge,“ stöhnte sie vor sich hin, „sein Abbild ist's. O ich Unglückselige!“

Sie schloss die Augen vor seinem Anblick, sie fühlte sich schwach und schwächer werden und täuschte sich nicht über die Bedeutung des Frostes, der ihre Glieder in starre Bande schlug. „Zdenko,“ sagte sie leise, „hier in meinem Betstuhl, unter dem Sammetkissen, suche — —“ Die Stimme versagte ihr.

„Was, Mutter? Was?“

„Suche die Feder, die ein geheimes Fach öffnet; rechts, rechts!“

Ihrer Schwäche vergessend, wollte sie sich aufrichten, aber mit einem dumpfen Seufzer sank sie zurück. Zdenkos zitternde Hände taugten schlecht zum

Suchen; doch zufällig berührte er die Feder, die alsbald aufsprang. In der Vertiefung lag ein versiegeltes Schreiben; er reichte es seiner Mutter hin.

„Ja, ja!“ sagte sie und ein Theil ihrer Seelenangst schien von ihr genommen, „das ist's, was ich meine. Hier, Zdenko, nimm! Es ist mein Vermächtnis an dich; dir allein gilt es, nur dir!“

Bestürzt blickte Zdenko die Kranke an, er wusste nicht, ob sie nicht irre rede. Ein Vermächtnis ihm, dem ungeliebten, verstoßenen Sohne? War es Reue, war es Verwirrung des Geistes, die aus ihr sprach?

„Verbirg den Brief,“ sagte die Kranke mit furchtbarer Anstrengung. „Niemand darf ihn sehen, du selbst darfst ihn erst nach meinem Begräbnisse aufbrechen. Jetzt aber — o Gott! Ich kann nicht mehr.“

„Was willst du, Mutter? Soll ich dir geloben, deine Befehle getreu zu erfüllen? Nimm meinen Schwur darauf.“

„Ich weiß, dass du ihn halten wirst,“ stammelte sie, von Schwäche zu Schwäche sinkend. „Aber das ist nicht alles, Zdenko, ich fürchte deinen Fluch, — sei mir ein erbarmungsvoller Richter! Wenn du wüsstest, was ich litt!“

Sie wollte weiter sprechen, aber sie konnte nur mehr unverständliche Laute von sich geben; bald verstummten auch diese und der letzte Kampf begann. Zdenko merkte es wohl, und ihn überkam jene schauerliche Ruhe, die das gefolterte Herz auf Momente fühllos macht für das Übermaß der Qualen. Kälter und fremder als die Fremdeste war ihm seine Mutter gegenübergestanden, aber er hatte sie geliebt, er liebte sie noch mit aller Kraft, aller Glut seiner Seele. Er rief niemand herbei; hatten andere ihn von der Lebenden verdrängt, den Platz an ihrem Sterbebette sollte niemand mit ihm theilen. Bleich und stumm, wie sie selbst, legte er den Kopf auf ihr Kissen, er

trank ihre letzten Athemzüge, er fühlte ihre Hand in der seinen erstarren. Es war ihm feierlich und erhaben zumuthe, als wär' er selbst daran, diese dunkle, wirre Erde zu verlassen.

„Mutter", sagte er endlich, wie im wachen Traum — „o wie unsäglich hab' ich dich geliebt!"

Ihr Blick allein antwortete ihm: wilde, brennende Zärtlichkeit lag darin. Ihre halbgeöffneten Lippen schienen nach den seinen zu dürsten, er schloss sie mit einem langen, langen Kusse.

Kein Hauch kam ihm mehr entgegen.

Als Georg wieder ins Zimmer trat, fand er den Bruder bewusstlos an der Leiche der Mutter hingesunken.

Das Begräbnis war vorüber. Am späten Abend — Georg war bereits zu Bett gegangen, — saß Zdenko am Kamin; vor ihm stand ein Tisch mit zwei Armleuchtern, in seiner Hand ruhte das Vermächtnis der Todten. Er war noch bleicher, als gewöhnlich, Ahnung sagte ihm, dass er an einem Wendepunkte seines Schicksals stehe. Seine Umgebung war düster, wie seine Stimmung; das dunkle Getäfel der Wände sog das Licht ein und ließ den weiten Saal unheimlich dunkel erscheinen; kein Laut war hörbar, außer der jammernden Stimme des Herbstwindes. Zdenko hatte in den letzten Tagen viel gelitten; müde, in der tiefsten Seele erschöpft, lehnte er den Kopf zurück und starrte halb gedankenlos in die verglimmenden Kohlen, bis er sich gewaltsam aus seinem Hinbrüten emporraffte.

„Es muss geschehen," sagte er entschlossen zu sich selbst, „mag dies Geheimnis Schmerz oder Schuld verbergen, ich will's erfahren."

Rasch zerriss er den Umschlag. Der Inhalt war von der Hand seiner Mutter geschrieben. Wie zum

Kampf auf Tod und Leben gerüstet, begann er zu lesen:

„Mein Sohn! Mein Zdenko! Verstoßen, nach dem meine Seele in verzehrender Sehnsucht brannte! Als wenn die Posaune des Weltgerichts ertönte, so trete ich jetzt vor dich hin, um von dir mein Urtheil zu empfangen. Mir ist es nicht gegönnt, dahinzuscheiden wie andere Mütter, segnend und gesegnet. Ich habe keinen Segen zu spenden und keinen zu empfangen. Fluch hab' ich gesäet, Fluch werd' ich ernten. Mein Schmerz stirbt nicht mit, der Tod ist keine Sühne für mein Verbrechen; es lebt fort in dir, und die Vergeltung wird dich ereilen. Sie wäre zu gering, wenn sie nur das Haupt des Schuldigen allein träfe; er muss seine Strafe in dem Unglück jener empfangen, die er am heißesten, inbrünstigsten geliebt, und so, Zdenko, du mein alles, mein Abgott, nun bald mein Richter, so liebte ich, so liebe ich dich!

Ich war dir eine harte, strenge Mutter, nicht wahr? Jede andre hätte mit Stolz auf dich geblickt, ich verbannte dich aus meiner Nähe, ich wandte das Herz meines Gatten von dir und ließ dich zum Fremdling werden im Kreise der Deinen. Ich sah deinen Schmerz und wich nicht ab von dem dunkeln Wege. Georg war's, der in meiner Zärtlichkeit schwelgte, den ich widerrechtlich bevorzugte, für den ich mein Leben und das deine ohne Bedenken hingeopfert hätte, auf den du mit Gram, in manchen finstern Augenblicken vielleicht mit Neid sahst. So höre nun, magst du mit Schauern der Freude oder des Entsetzens es vernehmen: es war eine Lüge, mein Leben war Heuchelei, ich täuschte euch alle, dich mit meinem Hass, Georg mit meiner Liebe, die nichts anders war, als der angstvolle Schrei meines Gewissens.

Warum ich so gehandelt? Warum ich das

heiligste Gefühl des Weibes, die Liebe zum Erstgebornen, verbarg, wie ein schmachbeladnes Verbrechen? Erfahr' es nun! Wohl wäre dir besser, du lägest mit mir in der Gruft, als dein Leben mit diesem Geheimnisse zu vergiften, besser, dein Herz wäre auf ewig still gestanden, bevor dieser Schlag es zermalmt, aber ich muss sprechen, wenn ich nicht Unrecht auf Unrecht häufen will. Zdenko! In verzweifelnder Selbstvernichtung sieh deine Mutter vor dir und vernimm ihre Beichte. Lossprechen kannst du sie nicht, aber dein Herz wird groß genug sein, mit ihr und für sie zu büßen.

Gott der strafenden Gerechtigkeit! Deine Hölle hat nichts, was die Marter des Geständnisses überböte, das mein Gewissen mir nun entreißt. Welche Qualen hat dein Jenseits noch für eine Mutter, die ihres Sohnes Verachtung freiwillig auf sich ladet? —

Reiß alle Hoffnung auf Glück und Freude aus deiner Seele! Schließ ab mit deinem Leben, wüthe gegen das Blut, das in deinen Adern fließt! Du bist nicht der, wofür du dich hältst, der Name, den du trägst, ist nicht dein, der Reichthum, über den du gebietest, ist geraubtes Gut, und Georg, dein Bruder, der schändlich Beraubte, denn er allein ist der echte Sohn meines Gatten, du bist die Frucht des Ehebruchs, der Sünde."

Zdenko hielt inne, das Blatt entfiel seiner Hand. Wie ein Mensch, der nach empfangenem Todesstreiche noch einige Schritte forttaumelt, stand er auf, schwankte durch das Zimmer und riss beide Fensterflügel auf, um nicht zu ersticken. Kein Laut entfuhr ihm, seine Lippen waren convulsivisch zusammengepresst, kalter Schweiß stand auf seiner Stirne. Er blickte in die stürmische Nacht hinaus, ohne etwas zu sehen oder zu vernehmen; ihm schien die Welt gestorben, wie das Herz in seiner Brust. Er war so niedergeschmettert,

dass er nicht einmal Schmerz empfand, sondern nur starres, betäubendes Entsetzen.

So lehnte er eine Weile am Fenster, blicklos, lautlos, versteint. Dann kehrte er zu seinem Sitze am Kamine zurück, griff mechanisch nach dem unseligen Blatte und fuhr fort zu lesen:

„Die gräßliche Wunde meines Lebens liegt nun offen und blutend vor dir; was mein Wesen Geheimnisvolles, Unerklärliches für dich hatte, in greller Klarheit steht es nun vor deinem Geiste. Ich beuge mein Haupt unter deinem Fluche, du darfst ihn aussprechen, du bist deiner Mutter gegenüber an keine Pflicht gebunden; denn statt ihr für dein Dasein zu danken, kannst und wirst du es ihr nie verzeihen, dass sie dir das Leben gab. Das weiß ich; die Donnerstimme meines Gewissens hat mir es längst verkündet. Hätte ich dir Schmerz als Vermächtnis hinterlassen, du würdest mein Andenken segnen; aber dass durch meine Schuld deine stolze Seele mitverflochten ward in dies Gewebe von Jammer und Schmach; dass du durch mich zum Räuber wardst an dem echten Sohne meines Gatten und nun keine Wahl hast, als zwischen Entbehrung des Namens Lozensky oder lebenslanger Lüge, das wirst du mir nie vergeben und noch im Jenseits wirst du dich zürnend von mir wenden.

So sage ich mir mit mehr als Todesangst. Durch mein Gehirn zuckt der Gedanke: Wahnsinnige! Was zwingt dich zu sprechen? Warum nimmst du dein Geheimnis nicht mit dir ins Grab? Warum soll der giftige Inhalt deines Lebens als fortfressende Pest in ein schuldloses Leben dringen? O schweige! Schweig! — Nein! Schweigt ihr selber, ihr dämonischen Stimmen, die ihr mich ablenken wollt von dem Pfade der Buße, indem ihr mir vorspiegelt, es sei genug an dem, was ich gelitten, was ich gebüßt. Der Zorn der Gottheit verlangt ein reineres Opfer, als ich bin.

Zdenko! Die Bitten deiner Mutter können kein Gewicht bei dir haben; aber die Stimme des Rechtes wird dich nicht taub finden, du wirst mich anhören, wenn ich zu dir flehe: Mache an Georg gut, was ich an ihm verschuldet! O über den Unglücklichen, Getäuschten, der sich mit allen Ranken seiner Seele um mich geschlungen und nicht ahnt, welches Verbrechen ich vor seiner Geburt an seiner Zukunft begieng! Der den fernen Bruder kennen und lieben möchte und nicht ahnt, dass der fremde Eindringling einen Platz einnimmt, der ihm nicht gebürt! Von Gewissensangst getrieben, strebte ich, das Herz meines Gatten von dir ab und Georg zuzuwenden; es gelang mir, aber die Gesetze konnte auch er nicht umstoßen. Das ganze reiche Majorat, das den bei weitem größten Theil unserer Güter umfasst, fiel dir zu, und Georg, der rechtmäßige Erbe, ist, im Vergleich mit dir, arm zu nennen. Er glaubt, von deiner Großmuth abzuhängen; lass ihm und der Welt diesen Glauben, aber handle an ihm im Gefühl, dass du ihm einen großen Raub zurückzuerstatten hast. Ich habe dir mein Verbrechen enthüllt, um Georg wenigstens zu einem Theile seines Rechtes zu verhelfen, um dich gewahren zu lassen, zu welcher Vergütung du ihm gegenüber verpflichtet bist. Jetzt, da du die Wahrheit kennst, leg' ich sein Los vertrauend in deine Hände; du wirst mehr und Größeres für ihn thun, als ich dir vorzuschreiben wusste. Ja, du wirst edel an ihm handeln, aber — wirst du auch sanft und gütig für ihn sein? Wirst du ihn lieben können, den Armen, dem Liebe unentbehrlich wie Luft und Licht? Er wird sich dir anschließen wollen, allein dein Bewusstsein des ungeheuern Unrechts, das ihm durch dich widerfahren, wird es nicht eine unausfüllbare Kluft zwischen ihm und dir aufreißen?

Gescheh' es denn nach des Schicksals Willen.

Ich sage dir kein Lebewohl, Zdenko; aus meinem Munde müsste es dir wie Hohn klingen. Ich erflehe nicht deine Vergebung, du kannst sie mir nicht gewähren. O bleibe immer rein und edel genug, um mir nie verzeihen zu können! An Gottes Barmherzigkeit allein kann ich mich wenden; er nur weiß, an welchen Klippen mein Leben zerscheiterte, welche Geier mein Herz zerfleischten und die Foltern, unter welchen sich mir dies Geständnis entrang, werden schwer fallen in die Wage des Gerichts. Ich gehe hin, um dort die Sühnung zu vollenden; vollbringe du sie auf Erden."

Zdenko war ans Ende gekommen; jetzt streckte er den Arm aus, hielt das Schreiben an das Licht und ließ es langsam verbrennen, unempfindlich für die Flamme, die an seine Hand leckte. Als nichts mehr davon übrig, entwand sich ein dumpfer Seufzer seiner Brust, er sank auf den Stuhl zurück, mit verschränkten Armen, mit verschwimmenden Augen: So saß er die ganze Nacht; sie schien ihm weder kurz noch lang, er wusste nichts mehr von der Zeit, denn ein ewiger Schmerz hatte sich vor ihm aufgethan. Ein heftiger Windstoß durchs offene Fenster machte die Lichter erlöschen, er bemerkte es nicht. Als die ersten Morgenstrahlen in das Zimmer fielen, stand er endlich auf, rettungslos, verarmt an Glauben und Hoffen, aber in sich, durch sich gekräftigt, erhoben von einem heldenmüthigen Vorsatze, entschlossen, rein hervorzugehen aus diesem Labyrinthe von Schuld und Schmach. Mit seinem Leben hatte er abgeschlossen, aber ihm blieben Pflichten zu erfüllen; er gelobte sich, diesen zu genügen, zu jeder Stunde und um jeden Preis.

Mit einem solchen Vorsatze läßt sich leben, Zdenko empfand es. Er glich einem Menschen, der, von schwindelnder Höhe herabgestürzt, durch ein wunderbares Verhängnis beschützt, zwar betäubt, aber unzerschmettert in der dunklen Tiefe anlangt. Er selbst

hatte Mühe, an das Wunder seiner Erhaltung zu glauben; der ungeheure Prall dröhnt noch durch sein Gehirn, mit zurückgehaltenem Athem befühlt er seine Glieder, und siehe! sie leisten ihm, wenn auch an vielen Stellen blutend aufgerissen, den gewohnten Dienst. So hatte Zdenko im ersten Augenblicke dem erschütternden Schlage zu erliegen geglaubt; doch, indem der Jammer sein tiefstes Herz aufriss, befreite er die ungeahnte Gotteskraft, die schlummernd darin lag. Er hatte die erste furchtbare Stunde überlebt; jetzt konnte er als Schicksalsheld jedem fernern Kampfe entgegentreten. Es ist etwas Großes und Herrliches um echte Verzweiflung, die zu dem Menschen spricht: „Nun hast du für dich nichts mehr zu erstreben, nichts zu erwarten.“ Wenn die Schwachen dies Wort vernehmen, legen sie sich hin und sterben; Starke aber erhebt es zum vollsten Bewusstsein ihrer Kraft, und nichts stirbt in ihnen, als nur das Ich, der finstre Despot.

Allerdings hätte Zdenko lieber in der Sonnenhitze hinter dem Pfluge einhergehen, als das Leben annehmen mögen, wie es sich ihm darbot; aber seine Empfindungen durften hiebei nicht den Ausschlag geben, ein strenger Richter, sein Gewissen, hatte darüber zu entscheiden. Wohl zuckte es in unbewachten Momenten durch seine Brust: Wie, wenn du dich allen diesen Wirren durch rasche Flucht entzögst? Wenn du, deine Ansprüche auf den echten Erben übertragend, Europa verließest, in einer Wildnis Amerikas, einem Palmenthal Indiens unter fremdem Namen, in fremder Umgebung, ein neues Leben voll Frieden und Wahrheit begönnest, statt hier die lebenslange Lüge fortzusetzen? — Es lockte ihn wie mit Syrenenstimmen, doch er blieb stark; denn die Erkenntnis sagte ihm, es sei seine Pflicht hier auszuhalten, den Namen, den er, wenn auch unrechtmäßig, trug, selbst vor dem

Schatten eines Verdachtes rein zu bewahren und für Georgs Wohl zu sorgen, wie kein andrer es vermocht hätte. Georg hatte sein siebenzehntes Jahr noch nicht vollendet, er bedurfte einer starken, treuen Hand, die ihn leite und ihm die rechte Richtung gebe; wo sollte er diese finden, wenn Zdenko ihm die seine entzog? Wer sollte seine materiellen Interessen wahren, wenn sein natürlicher Beschützer es vorzog, sein eigenes Bedürfnis nach Ruhe und Abgeschiedenheit zu befriedigen? Nein, sagte Zdenko zu sich selbst, nein, ich muss hier bleiben, solange Georg meiner bedarf. Es ist nicht genug, dass ich wie ein Bruder an ihm handle, wie die Vorsehung selbst muss ich über ihm walten, jedes Lebensgut für ihn zu erringen streben, mich zwischen ihn und jeden Schmerz stellen, der ihn treffen könnte. Hier ist mein Posten, und ich will ihn nicht verlassen, bis Georg mich entbehren kann, dann, ja dann! — —

Er versank in Träumereien, seine Phantasie entwarf ihm von fernen Zeiten ein Bild, dem er mit ernster Resignation entgegenlächelte, so arm und schlicht es war. Mühe und Arbeit sollten sein Los sein, nie durfte er ein geliebtes Weib als Braut heimführen, wenn er nicht in seinen Kindern neue Räuber an Georgs Erbe erblicken wollte. So kalt, so farblos, so verarmt lag das Leben vor ihm und bot ihm für tausend Kämpfe nur einen Preis. Aber nach Zdenkos Sinnesart war dies der höchste, köstlichste: die eigne Ehre, die Achtung vor sich selbst ungetrübt zu erhalten.

Der Winter war gekommen und hatte die ohnehin so öde Gegend zur unwegsamen Wildnis gemacht; dann war der Frühling ihm gefolgt und hatte selbst über dies rauhe Thal einen Strahl seines Glanzes gleiten lassen; der Sommer war hingeschwunden und wieder war es Herbst geworden, ohne dass die Brüder

das alte Schloss gegen einen freundlichen Wohnsitz vertauscht hätten. Zdenko hatte eine Last von Geschäften zu bewältigen; seit dem Tode des Grafen Lozensky war in der Verwaltung der Güter von allen Seiten Unordnung hereingebrochen, der zu steuern die Gräfin weder Neigung, noch Geschick besessen hatte. Ihre düstere Gemüthsstimmung, wie ihre schwankende Gesundheit hatten sie von allen Geschäften entfernt gehalten. Diese solcherart eingerissene Unordnung zu entwirren, war nun Zdenkos eifrigste Sorge. Er hatte dabei eine peinliche Lehrzeit durchzumachen; denn nichts konnte seinem ganzen Wesen und seinen Gewohnheiten entschiedener widerstreben, als diese verhassten Geldmanipulationen, dies emsige Durchstöbern alter Wirtschaftsbücher, dies Rechnen und Mäkeln. Wäre dabei nur sein Vortheil in Frage gestanden, so hätte er lieber bedeutende Summen aufgegeben, als sich dieser unerquicklichen Arbeit unterzogen; aber er betrachtete das Vermögen, dessen Verwaltung er übernommen hatte, nicht einen Augenblick als sein eigenes, und über fremdes Gut durfte er nicht mit dem großmüthigen Leichtsinn schalten, der ihm sonst eigen war. Sein Wille war, dass Georg, statt durch ihn beeinträchtigt, verkürzt zu werden, neuen Glanz und vergrößerten Reichthum durch ihn empfangen solle. So saß er denn emsig und unverdrossen an dem mit Documenten und Rechnungen beladenen Tische, jede Nachlässigkeit rügend, jeden Unterschleif bestrafend. Vielleicht diente zu seinem Heile, was er als seine Qual betrachtete: gezwungen, sich der praktischen Seite des Lebens zuzuwenden, ward er dadurch verhindert, sich in düstren Schwärmereien zu verlieren. Gott weiß, wie viele schmerzliche Gedanken er verrechnete, wie viele bittere Empfindungen vor den detaillierten des Oberförsters, des Amtsmannes und der anderen Großwürdenträger seines kleinen Reiches verstummen mussten! Genug, er lebte, wenn auch nicht freudig,

doch kräftig und entschlossen, und nebst dem Lohne, der schon in seinem Wirken lag, ward ihm noch ein anderer, auf den er nicht gerechnet hatte, den er aber, im Innersten bewegt und erhoben, wie eine unverdiente Gnade des Himmels hinnahm: Georg schloss sich mit tiefer, ja leidenschaftlicher Liebe ihm an.

Die Brüder hatten sich erst jetzt wahrhaft kennen gelernt, ihre Vergangenheit hatte sie nur selten und flüchtig in Berührung gebracht. Zdenko war nicht im Elternhause erzogen worden; seine unglückselige Mutter, die durch Härte gegen den Sohn ihrer Sünde ihr Unrecht an dem jüngeren Sohne zu sühnen glaubte, hatte den Grafen zu bewegen gewusst, dass er den Erstgebornen in einem großen Institut in der Schweiz erziehen ließ. Scheingründe dafür zu finden, war ihr nicht schwer gefallen; vornehmlich stützte sie sich darauf, es sei für den Erben eines großen Namens und Vermögens vortheilhafter, in einer Umgebung heranzuwachsen, auf die der Glanz seiner künftigen Stellung minder bestechend wirken müsse, als dies im Kreis der Seinen der Fall wäre. Hierin stimmte der Graf mit ihr überein und Zdenko ward jener Erziehungsanstalt übergeben. Als Zdenko dahin abgieng, war Georg kaum vier Jahre alt. Anfangs hatte man zwar festgestellt, Zdenko solle die Ferien im elterlichen Hause zubringen, aber bald schaffte die in wilder Selbstqual sich verzehrende Gräfin, die das Glück, den geliebten Sohn wiederzusehen, als strafbare Befriedigung eines sündigen Gefühls betrachtete, jene Sitte ab, und der Ferne durfte seine neue Heimat nicht mehr verlassen. Graf Lozensky besuchte ihn mehrmals; er fand ihn schön und edel begabt, er behandelte ihn gütig und freundlich; aber dieselbe Zärtlichkeit, die er für den unter seinen Augen heranwachsenden, durch tausend süße Gewohnheiten mit ihm verknüpften Georg empfand, konnte er für den durch jahrelange Trennung

ihm Entfremdeten nicht empfinden. Dem Knaben entgieng dies nicht; mit aufquellender Bitterkeit bemerkte er, wie die Besuche des Grafen immer seltener und kürzer wurden. Da starb dieser. Mit mehr als Seelenangst harrte Zdenko darauf, nun von der Mutter heimberufen zu werden. Wie wollte er an ihre Brust stürzen! Wie wollte er sie trösten in ihrem großen, gemeinsamen Schmerz! Aber sie rief ihn nicht zu sich, er hatte ihr keinen Trost zu geben. Des Jünglings Herz schloss sich krampfhaft zu, über seine Lippen kam keine Klage, keine Bitte. Des Grafen letzter Wille hatte verfügt, dass Zdenko mit einundzwanzig Jahren sollte majorenn gesprochen werden; als er dies Alter erreicht hatte, kehrte er, nachdem er sich vorher längere Zeit in deutschen Universitätsstädten aufgehalten, nach Böhmen zurück, um dort die nöthigen Formalitäten zu erfüllen. Streng und finster, wie immer, trat seine Mutter ihm entgegen; Georg hielt sich in scheuer Entfernung von ihm, denn er fürchtete, der zurückgesetzte Bruder werde dem ihm Vorgezogenen nun und nimmer Neigung schenken können. Zdenko missverstand ihn und nahm für Herzenskälte, was Zartheit des Herzens war. Er konnte dieses Leben nicht lange aushalten; täglich und stündlich seine menschlichsten Aufwallungen niederzukämpfen, ein Fremdling zu sein im Kreise seiner Angehörigen, das gieng über seine Kraft. Dieselbe Sehnsucht nach Glück und Liebe, die ihn hergetrieben hatte, trieb ihn nun wieder in die Ferne fort. Die gerichtlichen Förmlichkeiten waren bald erfüllt, er war im Besitze des reichen Erbes und unumschränkter Herr, zu thun und zu lassen, was er wollte. In seinen Augen war dies eine traurige Freiheit, und süßer hätte es ihm gedünkt, durch Liebe gebunden zu sein. Eines Tages sagte er seiner Mutter, er wünsche eine größere Reise zu unternehmen; ein Blick, ein Wort hätte ihn bei ihr zurückgehalten, er

harrte angstvoll darauf, kein über ihre Züge gleitender Schatten, nicht das leiseste Beben ihrer Stimme wäre ihm entgangen, aber ihr Antlitz blieb marmorn, ihr Ton fest, als sie entgegnete: „Ja, ich glaube, es wird gut für dich sein, die Welt zu sehen. Wann willst du abreisen?“

Wie ein Frosthauch gieng diese Entgegnung über die zitternden Blüten seines Innern und streifte sie ab; doch an Selbstbeherrschung gewöhnt, antwortete er ruhig: „Ich denke, in drei Tagen.“ Der Augenblick der Abreise kam heran. Zdenko trat in das Zimmer seiner Mutter, um von ihr Abschied zu nehmen; er küsste ihre Hand, die kalt in der seinen lag. „Leb' wohl,“ sagte sie langsam, „wir werden uns wohl lange nicht sehen.“

„Das steht bei dir. Auf deinen ersten Ruf werd' ich erscheinen.“

„Dein Wort darauf!“

„Mein Gott,“ rief Zdenko heftig, „bedarf es denn dessen zwischen Mutter und Sohn?“

„Genug,“ sagte sie nach einer Pause. „Wir sehen uns wieder.“ Das Horn des Postillons schmetterte seine fröhliche Weise in die Luft.

„Es ist alles bereit,“ meldete der eintretende Kammerdiener.

„Ich komme,“ rief Zdenko, und die Regungslose umschlingend, fügte er hinzu: „Mutter, mach', dass wir uns bald wiedersehen.“

Ihr Blick ruhte feierlich auf ihm, sie sagte kein Wort, aber in ihrem Innern klang es: „Gewiss, es ist ja nicht mehr so lange bis zu meiner letzten Stunde!“ Zdenko hatte sich zu Georg gewandt, um diesem ‚Lebewohl‘ zu sagen; er that es mit den Worten: „Bleib' glücklich, wie du es bist!“

Damit eilte er hinaus. Georg folgte ihm; aller Schüchternheit sich begebend, warf er sich an die Brust

des Bruders und rief mit erstickter Stimme: „Zdenko, sei du glücklich, wenn ich es sein soll.“ Überrascht blieb Zdenko stehen, über sein Antlitz flog ein leichter Schimmer, er blickte Georg erstaunt an und sagte leise: „Ach! das ist doch gar nicht möglich?! Was kümmert dich mein Schicksal? Du liebst mich ja nicht!“

„Wie könnte ich dich lieben, wenn du es wolltest!“

„Ja, es könnte schön sein,“ sagte Zdenko, „durch diese Worte zur Wirklichkeit zurückgeführt, warum muss es so traurig sein?“

Ein weicheres Gefühl zog durch seine Brust, in seine stolzen Augen traten Thränen, ihm war, als würde er vom Tode gerettet, vom Tode der Erstarrung. „Ich danke dir, Georg!“ rief er, den Jüngling fest an sich drückend, „du hast mir mehr gegeben, als ich dir je vergelten kann. Lass uns jetzt nicht weich werden. Ich muss fort, einst aber kehr' ich wieder, und dann wollen wir dieser Stunde gedenken!“ Er riss sich los und sprang in den Wagen. Durch das Thor des Palastes fortrollend, fragte er sich düster: ‚Muss denn alle Liebe, die mir wird, mich stets nur jene vermissen lassen, die mir versagt bleibt? O Mutter, möge Gott dir vergeben!‘ Die Mutter aber, die sein Schmerz anklagte, lag, in ihrem Zimmer eingeschlossen, auf ihren Knieen und das Gesicht in die Kissen des Divans gedrückt, um ihr convulsivisches Schluchzen zu ersticken, stöhnte sie: ‚Gott sei mir gnädig und schütze mich, dass ich den Sohn der Sünde nicht mehr liebe, als das Heil meiner Seele!‘

Am nächsten Morgen verließ die Gräfin ihren Palast im alten, königlichen Prag, um sich in die wilde Einsamkeit von Föhrenbach zurückzuziehen.

Um Zdenko schlang indessen das Leben seine Riesenarme. Seine Sinne waren heiß, wie seine Seele, seine Phantasie stürmisch, wie sein Herz. In der ersten Jugendkraft, im unbeschränkten Besitze

fürstlichen Reichthums, wie hätte er den Lockungen widerstehen können, die ihm voll magischen Reizes entgegentraten? Er gab sich ihnen hin, aber er war Herr des Genusses, nicht sein Sclave; er durfte thun, was er wollte, denn er blieb noch immer, der er war: eine kühne, großartige, gewaltige Natur. Das wildeste Getriebe der Leidenschaften lernte er kennen, Liebe und Hass durchstürmten seine innerste Seele, und neben den brennendsten Lichtern fehlten auch die tragischen Schatten nicht. Unter seinen Küssen loderte die Ruhe mehr als eines Weibes dahin, mehr als einmal sah er die dunkle Mündung eines Pistolenlaufes auf sich gerichtet; aber in welch grimmiger oder seliger Empfindung sein Herz auch aufwallen mochte, es blieb stark und der Kern seines Wesens unverletzt. Es lag in ihm eine dämonische Kraft; jeden Schatz des Lebens ausbeutend, verachtete er das Leben selbst, er wollte sich nicht gebunden wissen, und wenn man ihn fragte, welch unheimlicher Geist ihn zu den tollkühnsten Wagnissen trieb, entgegnete er: „Wenn ich mich wirklich als Herr einer Sache betrachten soll, muss ich auch Herr sein, sie jeden Augenblick von mir werfen; sonst gehör' ich ihr."

Rasch, feurig, ungefesselt tobten drei Jahre vorüber. Der dunkle Gram im geheimsten Winkel seiner Seele erstarb nicht; aber sollte er diesem eine Macht über sich einräumen, die er keiner Entzückung zugestand? Er that es nicht. War er doch daran gewöhnt, in seiner Brust Himmel und Hölle zu tragen und über beide zu herrschen!

In diesen sommerheißen Jugendtag klang nun plötzlich, wie ein Donnerschlag, die Nachricht von der hoffnungslosen Erkrankung seiner Mutter, die ihn heimrief. Ohne sich eine Stunde Rast zu gönnen, kehrte er nach Böhmen zurück: wir wissen, was ihn dort erwartete.

Die tief in ihrem Wesen begründete Verschiedenheit der beiden Brüder ward, statt zu stören, zum vereinigenden Bande zwischen ihnen; eben weil sie einander ähnlich waren, fand jeder in dem anderen die Ergänzung des eigenen Seins. Zdenkos ernster, durch Lebenskämpfe gestählter Charakter war für Georg ein Gegenstand schwärmerischer Bewunderung; wie zu einem blanken Götterbilde blickte er zu ihm empor, nicht ahnend, unter welchen Qualen die verhüllende Form zerbrochen worden war. Alle Menschen, die er bisher gekannt, schienen ihm klein neben seinem Bruder; an Zdenko allein trat ihm nichts Gemeines, Alltägliches störend in den Weg. Hier brauchte er nicht so und soviele Fehler von so und sovielen Vorzügen abzurechnen, hier fand er Kraft ohne Härte, strenge Selbstbeherrschung mit der tiefsten Herzenswärme vereint. Es gieng ihm wie einem Kinde, das die auf blutgedüngtem Schlachtfelde entsprossenen Blumen zu Kränzen windet. Für Zdenko war eben diese Frische und Schwunghaftigkeit des Gemüthes ein Quell, an dem sich seine Seele erfrischte, ein Sonnenblick in den früh hereingebrochenen Herbst seines Lebens. Die Bitterkeit der Erinnerung an das Unrecht, das dem Ahnungslosen durch ihn, wenn auch ohne sein Verschulden, war zugefügt worden, musste vor seinem Entschlusse verschwinden, dem Beeinträchtigten zu bewahren, ja herrlicher wiederzuerstatten, was er ihm zu rauben bestimmt schien. So konnte er sich ohne Vorwurf und Selbstqual dem Zuge seines Herzens überlassen und sich an Georgs Neigung erfreuen. Dieser war aus weicherem Stoffe gebildet, als Zdenko, ihm war nicht dasselbe Maß von Seelenstärke und großartiger Resignation zutheil geworden; ihn beherrschte nicht der Gedanke, sondern Gefühl und Phantasie.

Aber war dies bei seiner Jugend, seiner Unbekanntschaft mit dem Leben nicht leicht zu entschuldigen?

Und durch welche liebenswürdige Eigenschaften glich er nicht jene Mängel aus, die ja noch einst, bei größerer Reife, gewiss gänzlich verschwinden sollten! Zdenko fand es natürlich, dass der Baum im Frühling sich aufs Blühen beschränke. Ist nur erst die Blüte da, sprach er zu sich selbst, so wird im Herbst die Frucht von selbst nachkommen. Er hätte ihn für jetzt nicht anders gewollt. Weil er selbst durch ein finsteres Geschick um das Glück seiner Jugend war betrogen worden, wollte er seinen Liebling nicht darum gebracht sehen. Er fand es kein beneidenswertes Los, den Jahren voranzueilen.

Zdenkos Einfluss auf den jüngeren Bruder war unbegrenzt, unermesslich; Georg glaubte an ihn, wie an einen Propheten Gottes. Es half nichts, dass Zdenko sich gegen solche Überschätzung seines Wertes sträubte und ihn einen Don Quixote der brüderlichen Liebe schalt. Dies jugendliche Herz, voll überströmender Innigkeit, ließ sich nicht vorschreiben, wie weit es in seinen Empfindungen zu gehen habe. Doch selbst die leidenschaftliche Bewunderung, gegen die Zdenko eiferte, hatte ihr Gutes für beide: für Georg war sie ein Gewinn, weil es unmöglich ist, sich für einen edlen Menschen zu begeistern, ohne dadurch selbst größer und besser zu werden; und Zdenko erkannte in dem Ideale, das sich Georg von ihm entworfen hatte, das Bild dessen, was er werden sollte.

Durch zwei Jahre blieb es so; aber immer konnte es so nicht bleiben. Georg musste auch seine Lehrjahre durchmachen, andere Verhältnisse kennen lernen und sich wenigstens für einige Zeit einer bestimmten Thätigkeit zuwenden. Eben weil er der tiefsten, stärksten Empfindung fähig war, wusste Zdenko nichts von Empfindeleien; er vergaß nicht, dass der Jüngling ein Mann werden solle, und dass man dieses nur durch Leben und Wirken wird, durch die getreue Erfüllung

übernommener Pflichten. Er wusste sehr wohl, dass es nur eines Wortes aus seinem Munde bedürfe, um Georg zu allem willig und bereit zu finden; allein er liebte solchen blinden Gehorsam nicht, der die Kraft des Wollens langsam zersetzt. Nur nach seiner eigenen Überzeugung, meinte er, dürfe der Mensch handeln. Demnach that er keinen Machtspruch; er begnügte sich, manchmal ein Wort hinzuwerfen, das Georg zum Nachdenken und endlich zur Ansicht hinleitete, dies Herumstreifen durch Wald und Thal, diese wilden Ritte, diese Abende, die sie am Kamin lesend oder plaudernd zubrachten, wie viel Reiz und Genuss er auch darin finden mochte, seien nicht genügend, um ein Leben würdig auszufüllen. Der Liebe Zdenkos war er gewiss, aber er verehrte den Bruder zu sehr, um nicht auch nach seiner Achtung zu verlangen, und dass all der geschäftige Müßiggang ihm nicht dazu verhelfen könne, sah er bald ein. Nun zögerte er nicht länger; was Zdenko vorausgesehen hatte, geschah. Eines Morgens trat Georg in sein Zimmer, ernster, als gewöhnlich, doch seine Bewegung niederkämpfend, und gestand ihm nach kurzem Eingang, dass er das Bedürfnis empfinde, seine Kräfte zu versuchen und Thätigkeit an die Stelle sorglosen Genusses treten zu lassen.

„Hast du dich schon für einen Beruf entschieden?“ fragte Zdenko, den Blick mit stolzer Befriedigung auf den schönen Jüngling heftend.

„Liebster Zdenko, erst will ich dir sagen, was ich nicht werden kann, daraus wird sich von selbst ergeben, welche Wahl mir erübrigt. Ich kann weder Beamter noch Diplomat werden, der Verkehr mit Actenstößen wie mit Salonfratzen wäre mir gleich unerquicklich. Mit diesen beiden Branchen ist es also nichts. Sag' nun selbst, Zdenko, was kann ich außerdem noch wählen?“

„Du willst Soldat werden?“

„Es ist das einzige, was ich werden kann. Ich hab' alles reiflich erwogen und mir auch die Schattenseiten dieses Standes nicht verschwiegen. Du kannst nun manches dagegen einwenden, z. B., dass es eben keine großartige Lebensaufgabe sei, einem Trupp Recruten das Exercitium beizubringen, aber ich will mich auch keineswegs darauf beschränken, ich werde meine Untergebenen nicht als Maschinen, sondern als Menschen behandeln, deren Wohl und Wehe ich zu verantworten habe. In einem Verhältnisse, das solche Beziehungen zuläßt, ist immer Gutes zu stiften, davon bin ich überzeugt. Für mich hat aber dieser Stand noch einen anderen Reiz: er gewährt mir die Möglichkeit, sowie ich es von Kindheit an gewöhnt bin, am Herzen der Natur fortzuleben. Unsere meisten Cavallerie-Regimenter — und dass ich in kein anderes treten werde, versteht sich von selbst — liegen auf dem Lande; da kann ich mich herumtreiben, reiten, im Falle ich mir das Herz des Gutsbesitzers erobere, auch jagen, und brauche mich nicht in eine Stadt einzusperren, die immer den Eindruck eines Kerkers macht.“

Nicht, um ihn von seinem Entschlusse abzubringen, sondern vielmehr, um ihn darin zu bestärken, machte ihm Zdenko verschiedene Einwürfe, die Georg, weil es ihm mit seinem Vorsatze ernst war, ohne Mühe widerlegte. Nun stand er nicht länger an, ihm seine Einwilligung zu geben. Man that die nöthigen Schritte, und wenige Wochen darauf erhielt Georg die Weisung, sich zu einem in Ungarn stehenden Uhlanen-Regimente zu verfügen. Er wollte vor dem Bruder als Mann erscheinen, darum erlaubte er sich nicht den Schmerz zu zeigen, den die bevorstehende Trennung ihm verursachte. Zdenko kannte ihn zu gut, um nicht zu errathen, was in ihm vorgieng, aber er hütete sich,

es ihn merken zu lassen, um ihm den Kampf nicht zu erschweren. Am Morgen der Abreise standen die Brüder fest umschlungen, und jeder fühlte, dass er den anderen nicht täuschen könne. Selbst Zdenko vermochte sich nicht länger zu bemeistern, in seinem Blicke, seiner Stimme lag das ganze Übermaß seiner Zärtlichkeit. Georg verstand diese Sprache. „Womit hab' ich es denn verdient, dass du mich so sehr liebst!“ rief er, heftig bewegt.

Rasch seine Fassung wieder gewinnend, entgegnete Zdenko: „In dem Bruder, den die Natur mir gab, ahne ich den Freund, den, veredelt und abgeklärt, das Leben mir einst wiederschenken soll. Leb' wohl, Georg, und bleib' unseren Göttern getreu. Jetzt — geh'!“

Es lag eine schmerzhafte Bitte in diesem letzten Worte. Mit dem Ausrufe: „Alles, alles, was du willst!“ schied Georg ohne Säumnis von hinnen.

Mit beklommenem Herzen kehrte Zdenko ins Schloss zurück; es schien ihm alles verändert, seit Georg daraus entschwunden war.

Um sich zu zerstreuen, ritt er auf die Jagd, aber sie stimmte ihn nur trüber, denn er vermisste die theuere Gestalt, die sonst neben ihm hergesprengt war, das lange, dunkelblonde Haar im Winde wehend, die Wangen vom scharfen Ritt geröthet, die blauen Augen von Jugendmuth und Lebensfreudigkeit strahlend. „So mag man einen Sohn lieben!“ sagte er leise vor sich hin, und ein Weh, das lange still geschlummert, regte sich in seiner Brust. Er schwang sich vom Pferde und band es an einen Baum. Stumm und einsam lag die grüne Wildnis um ihn her. Es überkam ihn ein Gefühl der bittersten Verlassenheit; er dachte an Georg, wie man des entflohenen Lenzes, der entschwundenen Jugend gedenkt. Er warf sich ins Moos und schloss die Augen, denn ihm graute vor der Zukunft.

Jahre kamen und schwanden. Zdenko lebte auf Föhrenbach, von dem nur Geschäfte oder manchmal ein Besuch bei Georg ihn entfernen konnten; doch auch diese nur auf kurze Zeit, denn es war ihm nach und nach die Einsamkeit zur Gewohnheit, zum Bedürfnisse geworden. Anfangs war sie ihm freilich als Eisenjungfrau erschienen, deren Umarmung sein Herz zerfleischen sollte; als er sich aber, zum Bittersten bereit, an ihre Brust geworfen, fand er sie nur mit der Prinzessin im Zaubermärchen vergleichbar, die bloß auf den erlösenden Kuss wartet, um aus schrecklicher Umwandlung in tiefeigenster Schöne hervorzutreten. Nun war sie ihm kein Ungethüm mehr, sondern ein heilender, schirmender Engel. Er konnte die Menschen entbehren, denn der Gott in seiner Brust war erstanden, und wenn kein Wort der Liebe ihn umschmeichelte, so sprachen dafür höhere Stimmen zu ihm und erhabene Gedanken waren sein Umgang. Es dünkte ihm kläglich, ja verächtlich, sein Leben in Leid und Jammer zu verbringen; das wollte er nicht. Nein! Er wollte nicht kleiner sein, als das Schicksal von ihm zu denken schien, als er selbst es von sich forderte. Nur Schwäche oder Schuld schienen ihm ein Recht zur Klage zu haben, alles Übrige musste zerstieben vor dem reinigenden Sturmeswehen eines reinen Willens. Das Glück hatte er aufgegeben, nicht sich selbst; er zerfloss weder in reichlichem Selbstbedauern, noch versteinte er in starrem Trotz. Er wollte nicht umsonst gelitten haben; die schmerzvolle Saat sollte eine edle Ernte bringen.

Soviel von seinem inneren Leben. Sein äußeres verstrich in ernster, gleichmäßiger Thätigkeit. An Geschäften konnte es ihm bei der Administration seiner großen Güter nicht fehlen; dabei wurde er ein tüchtiger Ökonom, und es entlockte ihm manchmal ein Lächeln, wenn er sich auf dem lebhaften Interesse

überraschte, das die Probleme über Stallfütterung, Feldwirtschaft, Berieselung u. s. w. ihm einflößten. „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand,“ sagte er heiter vor sich hin. Des Gelingens froh, verdoppelte er seine Thätigkeit, verbesserte, experimentierte, musste mitunter theures Lehrgeld zahlen, erstrebte dagegen in anderen Fällen wieder bedeutende Gewinne, und brachte endlich seine Güter in so blühenden Stand, wie sie unter keinem seiner Vorgänger gewesen waren.

Indessen lebte Georg in seiner Garnison. Beim Eintritte in die neuen Verhältnisse hatte er sich freilich manches schöner und poetischer ausgemalt, als er es in der Wirklichkeit fand, doch war er weit entfernt, den gethanen Schritt zu bereuen, und nachdem er sich ein bisschen zur Lebensprosa herabgestimmt, gieng auch alles ganz vortrefflich. Frauenerziehung hatte sein Gemüth verweichlicht; es war gut und vortheilhaft für ihn, sich in einer Stellung zu befinden, die seiner Anlage zur Schwärmerei keinerlei Vorschub leistete. Seine lebenslustigen Kameraden hatten auch nicht die geringste Anlage zur Gefühlsschwelgerei, und Georg fand es langweilig, die Rolle des Unverstandenen zu spielen; er fügte sich in ihre Weise. Eine Enttäuschung war ihm jedoch wahrhaft schmerzlich gewesen: er hatte sich ein schönes Ideal von dem Verhältnisse entworfen, in dem er zu seinen Untergebenen stehen wollte; nur durch Liebe und Milde gedachte er auf sie zu wirken, kein hartes Wort sollte vorkommen, geschweige denn eine Strafe. So hielt er es auch einige Zeit, bis sich ihm nämlich die Überzeugung aufdrängte, dass es auf diese Weise nicht gehe, und dass seine philanthropischen Ansichten das beste Mittel seien, denen zu schaden, auf deren Heil sie berechnet waren. Dass er den unter seinem Befehle Stehenden keine Furcht einflößte, zog mancherlei Excesse nach sich, deren strenge Ahndung

folgen musste. Nun sah er ein, dass es thöricht sei, geistig Unmündige sich gleichstellen zu wollen, und dass Gerechtigkeit eine höhere, ersprießlichere Tugend als Rücksicht. Er that sich Gewalt an, und bei dem ersten vorkommenden Falle, wo der Betreffende sichtlich auf seine Schwäche gerechnet hatte, dictierte er ganz fest und entschieden eine angemessene Strafe. Anfangs wollte man an die Dauer dieser plötzlichen Umwandlung nicht glauben, als aber ähnliche Fälle sich wiederholten, konnte man nicht länger daran zweifeln und fragte sich erstaunt, was für ein böser Geist denn mit einemmale in ihn gefahren sei? Georg achtete nicht darauf und blieb derselbe. Bald kam die Reihe des Staunens an ihn; nicht nur, dass der Dienst ungleich besser und pünktlicher vor sich gieng, aber es wurden ihm auch Beweise von Achtung und Vertrauen, deren er sich früher nicht zu erfreuen gehabt hatte. Unfähig, sie zu begreifen, hatten seine Uhlanen die Milde, die er ihnen bewies, als Schwäche verlacht und ihn ein altes Weib gescholten; erst seitdem sie erfahren hatten, dass er auch zu strafen wisse, galt er ihnen für etwas Rechtes und Tüchtiges. Durch dies Ergebnis belehrt, wich Georg von dem betretenen Wege nicht wieder ab. Seine Güte ward dadurch nicht vermindert und seine Männlichkeit entwickelt. Stets betrachtete er es als seine erste Pflicht, für jedes Bedürfnis seiner Untergebenen zu sorgen, ihr Recht zu vertreten, doch für nicht minder wichtig und heilsam erachtete er es, ihnen zu imponieren und sie durch die Strenge seines Willens vor der Strenge des Gesetzes zu schützen. Bald befestigte sich sein Ansehen im Regimente, seine Vorgesetzten nannten ihn einen vortrefflichen Officier, seine Waffengefährten einen unvergleichlichen Kameraden und seine Uhlanen wären für ihn in die Hölle gegangen.

Die Zeit, die ihm der Dienst freiließ, war nichts weniger als genusslos. Sein Regiment stand

in Oberungarn, am Fuße der Karpathen, die er nach allen Richtungen durchstreifte. Besonders auf der galizischen Seite sind diese, von Reisenden so selten besuchten Berge reich an großartigen Naturschönheiten. Wer jemals am Ufer des von hohen Felsen umragten Sees, das Meerauge (morski oko) genannt, stand, wird mir hierin gewiss nicht widersprechen. Blühend und freundlich ist diese Scenerie freilich nicht, aber ihr düsterer Ernst ist erhaben, wie die Trauer einer großen Seele. In den Sommermonaten waren die bergeshohen und herbduftenden Nadelwälder Georgs liebster Aufenthalt; im Herbst und Winter thaten sich ihm die Schlösser des zahlreichen und begüterten Adels gastlich auf. Es kamen ihm mehr Einladungen zu, als er annehmen konnte. Als leidenschaftlicher Jäger war er hier ganz an seinem Platze; die Gegend ist überreich an Wild, worunter manche Arten, die man in anderen Ländern vergeblich suchen würde. Bei den Männern verschaffte er sich als gewaltiger Nimrod großes Ansehen. Dass der junge, schöne Mann mit dem erlauchten Namen und dem ritterlichen Sinne bei den Frauen Glück machte, versteht sich von selbst. Da er aber nebst anderen Tugenden auch die der Verschwiegenheit in ganz ungewöhnlichem Grade besaß, wissen wir leider über seine Herzensvorgänge in jener Zeit nichts zu berichten.

Zdenko folgte aus der Ferne mit achtsamem und liebevollem Blicke jeder neuen Entfaltung, ohne dass es ihm darum eingefallen wäre, Georgs Handlungen zu controlieren oder ihn mit Lehren und Rathschlägen zu verfolgen. Er wollte sein Freund sein, nicht eine Art geistiger Bonne. Lieber mochte Georg fehlen, in Wirren der Leidenschaften und Verhältnisse verflochten werden, als Tadellosigkeit um den Preis seiner inneren Selbständigkeit

erkaufen. Zdenkos Ansichten hierüber streiften etwas an Fanatismus; er war überzeugt, dass man nur das werden könne, was man schon ist. Woran gewöhnliche Menschen untergehen, ist für Höherbegabte nur eine Durchbruchsphase, in der sie sich auf sich selbst besinnen. Zdenko kannte seinen Bruder und war seinetwegen ruhig.

Er durfte es sein. Georg konnte nicht sinken, denn keiner kann es, dem die Begeisterung ihren Leukotheaschleier zuwarf. Der Gedanke an Zdenko schirmte ihn wie ein Panzer. In bitterster Selbstverachtung hätte er vergehen müssen, wenn sein Bewusstsein ihm eine Handlung vorgeworfen hätte, die von Zdenko wäre missbilligt worden; vor diesem erröthen zu müssen, wäre ihm schrecklicher gewesen als der Tod. Soweit gieng die Macht keines Momentes, um ihm das edle Bild aus den Augen zu rücken, und höhere Entschlüsse sprachen zu ihm mit der wohlbekannten, theueren Stimme. Während ihres Beisammenlebens hatte er mit instinctiver Zärtlichkeit an dem Bruder gehangen, jetzt liebte er ihn mit der gereiften Erkenntnis des Mannes.

Und Zdenko? Wer vermöchte das allmächtige, siegesstarke Gefühl zu schildern, mit dem sein von jeder anderen Neigung blutend abgeschnittenes Herz sich dem Bruder hingab? Er durfte ja sonst nichts lieben! War es ein Wunder, dass die einzige Liebe, die sein finsteres Schicksal ihm gönnte, zum Leben beherrschenden Gesetz für ihn ward? Für sich hatte er nichts zu hoffen, nichts zu erstreben; wie konnte er anders, als alle seine Träume von Glück auf das Haupt dessen übertragen, dem sein ganzes Wirken galt? Was ihm versagt geblieben, sollte Georg in umso reicherem Maße zutheil werden, und der Abglanz dieser heiteren Zukunft sein eigenes Dasein erhellen.

Nach fünf Jahren traf Georgs Regiment die Reihe, zur Aufwartung nach Wien zu kommen. So heißt nämlich in Österreich der zwei Jahre währende Garnisonsdienst in der Residenz. Georg war über diese Veränderung keineswegs erfreut; einmal, weil ihm alles Stadtleben verhaßt war, zweitens, weil gerade in Wien viele Personen lebten, mit denen er in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Mochten diese auch ziemlich entfernt und durch lange Trennung noch mehr aufgelockert sein, so sah er doch voraus, dass er nicht umhin werde können, gewisse Zirkel zu besuchen und so manche Verbindung anzuknüpfen, von der er sich keinen Genuss irgendeiner Art versprach. Sein einziger Lichtpunkt für die nächste Zukunft war, dass Zdenko ihm versprach, ihn im nächsten Herbst an seinem neuen Wohnorte zu besuchen.

Georgs erster Brief aus Wien lautete missmuthig genug; es war ihm peinlich zumuthe in den engen, dunklen Straßen mit dem darin wogenden Gewühl. Das Leben, das er hier führen musste, stand in grellem Contrast mit seinen Gewohnheiten. Wie er es befürchtet hatte, sah er sich bald in ein ganzes Netz geselliger Pflichten und Rücksichten verstrickt. Er war in der glänzendsten, aber für ihn unglücklichsten Zeit nach Wien gekommen, nämlich im Frühling, wo die Saison in ihrer vollsten Blüte steht und die Aristokratie noch vollzählig versammelt ist. Jeder pflichtschuldige Besuch machte einen zweiten nothwendig, er konnte nicht die einen aufsuchen und die andern vernachlässigen; entweder musste er mit allen brechen und sich darein ergeben, für einen Sonderling und Menschenfeind zu gelten, oder sich ihnen anbequemen. Das letztere war einfacher und insofern auch kürzer, als ihm der nahe Sommer, der die ganze Wiener Societät nach allen Welt-

enden zerstreut, baldige Erlösung von seinen Salonsmühen verhieß.

So lauteten seine zwei ersten Briefe; der dritte gieng aus einem andern Ton. Georg schien mit Wien ziemlich ausgesöhnt, er gestand, dass er in seinem früheren Urtheile zu weit gegangen, dass er mit seinem Aufenthalte zufriedener sei, als er es für möglich gehalten hätte. Zdenko stutzte. „Sollte er dem Weltleben wirklich Geschmack abgewinnen können?“ fragte er sich erstaunt. „Wie ist denn so ein rascher Übersprung möglich?“ Er las den Brief wiederholt und mit Aufmerksamkeit; es stand nichts darin, was als Spur zur Erforschung der Wahrheit hätte dienen können.

Nur flüchtig und ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, erwähnte Georg, dass er im Salon einer seiner Cousinen eine neue Bekanntschaft gemacht habe, deren Namen Gräfin Rugenau war.

Zdenko sollte nicht lange im Zweifel bleiben; immer und immer kehrte dieser Name wieder, oft so unvermuthet, dass es nicht zu verkennen war, er sei Georg fast wider seinen Willen entschlüpft. Er schien das Haus der Gräfin häufiger zu besuchen, als irgendein anderes; denn stets wusste er nur von dem zu erzählen, was in ihrem Kreise vorgieng. Enthusiastisch pries er die ungemeine Liebenswürdigkeit der Mutter; von der Tochter sprach er seltener, aber dann mit Ausdrücken, wie man sie nur aus der tiefsten Seele schöpft. Auf Zdenkos scheinbar gleichgiltig hingeworfene Frage, ob der Sommer ihm seine neuen Freundinnen nicht entziehen werde, antwortete Georg mit kaum unterdrücktem Jubel: „Nein, die beiden Damen haben eine Villa bei Mödling bezogen. Kennst du dies reizende Thal? Mich zieht es aus der dumpfigen Stadt immer

wieder hinaus. Es lebt sich da draußen so frei, so freudig!"

Mein armer Georg, lächelte Zdenko, der verbringt allem Anscheine nach sein Leben auf der Straße zwischen Wien und Mödling!

Er enthielt sich jeder Frage, um dem Gange der Ereignisse nicht vorzugreifen. Indessen wandte er sich an den treuen Rathgeber in der Noth, den Almanach de Gotha, aus dem er erfuhr, Gräfin Rugenau habe ihren Gemahl früh verloren und sei Mutter einer einzigen Tochter. Das Mädchen hieß Alma und war siebzehnjährig. Nebst der immerhin erwünschten Gleichheit des Standes war also auch die des Alters vorhanden; Georg hatte vor kurzem sein fünfundzwanzigstes Jahr zurückgelegt. Die Frage war nun, ob seine Liebe Erwiderung finde? Zdenko nahm dies als gewiss an, bis eine plötzliche Umwandlung in Georgs Wesen böse Zweifel in ihm aufsteigen machte. Er klagte nicht, aber eine innere Trübung sprach unverkennbar aus seinen immer kürzer werdenden Briefen. Ernstlich beunruhigt, entschloss sich Zdenko früher, als er es beabsichtigt hatte, nach Wien zu reisen; statt, wie es ausgemacht war, Ende October, traf er in den ersten Septembertagen in der Residenz ein. Er stieg im Hotel „Zum römischen Kaiser" ab und schickte zu Georg, um diesen von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Keine Viertelstunde war vergangen, so lagen die Brüder einander in den Armen.

„Hab' ich dich überrascht?" fragte Zdenko.

„Ja und nein. Ich erwartete dich allerdings erst einige Wochen später; allein, so verwöhnt hast du mich, dich stets an meiner Seite zu erblicken, wenn mir deine Nähe am meisten noththut, dass ich nun über dein frühes Kommen nicht staunen kann. Sag' mir aber doch, was dich so eilig herführte?"

„Zumeist der Wunsch, manche unerquickliche Begegnung zu vermeiden. Ich hoffe, Wien ist noch ziemlich leer?“

„Von der eleganten Welt ist niemand hier. Du musst ja im Hereinfahren die verschlossenen Hausthore und dichtverhangenen Fenster bemerkt haben.“

„Das hab' ich zu meiner großen Beruhigung. Gesegnet sei die Lust am Landleben.“

„Sag' lieber: die Mode, die den Leuten den Muth gibt, sich auf dem Lande lieber grimmig zu langweilen, als sich um diese Zeit in der Stadt blicken zu lassen, wo sie sich gewiss viel besser unterhielten. Es fällt mir etwas schwer, an einen Naturenthusiasmus zu glauben, der sich gerade während der eigentlichen Wonnezeit des Jahres mit Praterfahrten und italienischer Oper ganz willig abfinden lässt. Übrigens magst du ganz ruhig sein. Wien gleicht wirklich einer Wüste.“

„Ohne Oasis?“

Georg ließ dies Gespräch fallen. Er erkundigte sich nach seinen alten Bekannten in Föhrenbach, Pferde und Hunde mit eingeschlossen. „Ach wär' ich nur erst wieder dort!“ rief er unwillkürlich.

„Was hält dich ab?“

„Wahrlich, ein einziger Grund: Ich kann jetzt nicht um Urlaub einkommen, der Dienst ist sehr angestrengt, und außerdem würde es übeln Eindruck machen, wenn ich, kaum erst zum Rittmeister avanciert, damit anfangen wollte, meinen neuen Wirkungskreis zu verlassen. Genug, ich kann jetzt nicht fort, aber Gott weiß, wie gern ich fort möchte!“

Dass diese Worte reine Wahrheit, verrieth der Ton, mit dem er sie sprach. „Was mag das sein?“ fragte sich Zdenko bekümmert. „Sollte er unglücklich lieben? Er ist ernster und stiller, als ich ihn jemals sah.“

Am andern Morgen erkundigte sich Zdenko

flüchtig, ob die Damen Rugenau noch in Mödling wohnten.

„Ich denke, sie wollen nicht vor November in die Stadt zurückkehren," war Georgs Antwort.

„Es würde mich interessieren, sie kennen zu lernen."

„Ich traue meinen Ohren nicht!" versetzte Georg mit gezwungenem Scherz. „Du, der sich in sein Inneres wie ein Anachoret in seine Klause zurückzuziehen pflegt, du kannst eine neue Bekanntschaft wünschen?"

„Warum nicht, wenn ich mir davon Genuss verheiße? Es ist ebenso thöricht, die Menschen ohne Unterschied zu meiden, als sie ohne Unterschied aufzusuchen. Gräfin Rugenau soll sehr liebenswürdig sein."

„Gewiss, die Frage ist nur, ob sie ebenso gut ist?"

„Will ich sie denn heiraten? Ich will mich ja nur bei ihr aufführen lassen! Hoffentlich wirst du so freundlich sein, dies Geschäft zu übernehmen."

„Ich muss dir nur gestehen, dass ich sie seit einiger Zeit selten besuche."

„Aus welchem Grunde?"

„Eigentlich wüsste ich dir keinen bestimmten anzugeben," sagte Georg zögernd und unsicher. „Es hat sich von selbst so gemacht. Du glaubst nicht, wie sehr meine Zeit in Anspruch genommen wird."

„Pah! Du bringst halbe Tage bei mir zu."

„Bei dir, das ist etwas anderes. Auch weiß man mich hier zu finden."

„Höre, Georg!" entgegnete Zdenko lachend, obgleich ihm nicht ganz leicht ums Herz war, „ich habe alle mögliche Achtung vor deiner militärischen Wirksamkeit, aber das ganze Heil der Monarchie ruht doch schwerlich auf deinen jungen Schultern.

Der Feind steht nicht vor den Thoren Wiens, von vorkommenden Emeuten ist mir auch nichts bewusst; du kannst mir also, unbeschadet deines Pflichtgefühls, das Vergnügen machen, einen Abend mit mir in Mödling zuzubringen."

„Du willst es?"

„Ich wünsche es."

„So sei's darum; morgen denn. Gräfin Rugenau empfängt jeden Donnerstag. Schreckt dich dies noch nicht ab?"

„Man muss sich überwinden lernen," scherzte Zdenko. „Es bleibt bei morgen. A propos! Du schriebst mir doch auch von einer Comtesse Rugenau! Ist sie hübsch?"

„Du wirst sie ja selbst sehen." Die kurze Antwort klang wie aus verletzter Seele heraus.

Den ganzen Abend über blieb Georg einsilbig, fast schwermüthig. Während des Hinausfahrens ruhte Zdenkos Blick beobachtend auf ihm; Aufregung war an die Stelle des Trübsinns getreten, er schien nicht dem Verlangen des Bruders zu willfahren, sondern einen Wunsch, den er sich lange versagt, zu erfüllen. Um sechs Uhr hielt ihr Wagen vor der reizend gelegenen, eleganten Villa.

Man wies sie in den Garten, wo die Gräfin unter einer von Schlingpflanzen umlaubten, mit Blumen und Volièren angefüllten Veranda saß.

Obgleich den gefürchteten Vierzigen ganz nahe, war sie noch so schön, dass manche Achtzehnjährige durch den Vergleich mit ihr verloren hätte. Ihre Taille besaß jugendliche Anmuth, ihr Lächeln war bezaubernd, ihre Hand ein Vorwurf für den Bildhauer, der Ausdruck des Gesichtes, namentlich der Augen, voll einschmeichelnden Reizes. Sie trug ein Kleid von himmelblauem Tarlatane und Schleifen von derselben Farbe im Haare; eine schwarze Spitzen-

schärpe ließ die herrlichen Schultern durchschimmern, wie der durchsichtige Stoff des Kleides die blendenden Arme. Zdenko stand etwas betroffen der schönen Frau gegenüber, deren Wesen und Anzug verrieth. dass sie den Anspruch zu gefallen keineswegs aufgegeben habe. Für Weltleute musste die Gräfin entzückend sein, für Zdenko war sie's nicht, denn ihn störte die Absichtlichkeit ihrer Liebenswürdigkeit. Sie kokettierte mit ihrer weichen, schmelzenden Stimme, wie mit ihrem wohlwollenden Gemüthe und zierlichem Fuß. Und die Tochter dieser Frau kann Georg lieben? fragte er sich mit unangenehmem Staunen. Was kann sie sein, als eben auch eine elegante Puppe wie ihr mütterliches Vorbild?

So dachte er, während die Gräfin alle Minen ihrer Liebenswürdigkeit springen ließ. Es entgieng ihm nicht, dass sie alle Auszeichnungen ihm zuwandte, während sie seinen Bruder kühl behandelte und nicht einmal eine Frage wegen seines langen Ausbleibens an ihn richtete. Georg schien dies nicht anders erwartet zu haben; er verhielt sich ruhig und nahm wenig theil an dem Gespräch. Wenn er sich unbeobachtet glaubte, streifte sein Blick nach der Glasthüre, die in die Vorhalle führte. Endlich öffnete sie sich und ein junges Mädchen trat heraus.

„Meine Tochter Alma," sagte die Gräfin, sie mit einer anmuthigen Handbewegung zu sich winkend. „Graf Zdenko Lozensky," fügte sie, die Vorstellung ergänzend, hinzu. Das junge Mädchen verbeugte sich flüchtig; ihr Auge suchte Georg, den sie mit einem Lächeln begrüßte. Er stand in ihrem Anblick selig verloren.

Zdenko war überrascht. Sie war so ganz, aber so ganz und völlig anders, als er sich sie gedacht hatte. Ein schärferer Contrast, als der zwischen Alma und ihrer Mutter, war nicht wohl zu ersinnen; er

besaß Menschenkenntnis genug, um zu ahnen, dass dies vom moralischen, wie vom physischen gelte. Sie war bei weitem nicht so schön, wie ihre Mutter; schlank und hoch aufgeschossen, entbehrte ihre Gestalt der reizenden Fülle, ihre Züge waren tief geprägt, wie in Marmor gegraben, der Mund streng, ja beinahe herb, aus den großen, schwarzen Augen sprach ein unbeschreiblicher Ernst, der wie ein Schleier die ganze Erscheinung umfloss und neben der spielenden Grazie der Gräfin doppelt auffiel. Derselbe Gegensatz äußerte sich auch in ihrem Anzuge. Ein Kleid von schwerem, perlgrauem Seidenstoff umrauschte, Arme und Schultern verhüllend, ihre zarten Formen, das dunkle überreiche Haar war auf der Stirn glatt gescheitelt, ohne andern Schmuck als seinen eigenen Glanz und seine Üppigkeit. Für reizend konnte sie nicht gelten; der Zauber, den sie ausübte, war ein stärkerer, als der bloß die Sinne besiegt. Zdenko musste dies wohl empfinden, da er mit einem Georgs Leidenschaft für das Mädchen begriff.

Sie setzte sich neben ihre Mutter, und griff nach einer auf dem Tische liegenden Arbeit; manchmal sah sie von ihrer Tapisserie empor, und dann fiel es Zdenko auf, wie ihr Blick so unbestimmt, so träumerisch in die Ferne streifte. Er hätte ihn lieber auf Georg geheftet gesehen. Das Gespräch gieng fort. Die Gräfin nahm von der Gegenwart ihrer Tochter weiter keine Notiz, als dass sie einmal, sich unterbrechend, zu ihr sagte: „Aber Alma! Schon wieder keine Handschuhe!“

Ohne ein Wort zu entgegnen, zog Alma die Handschuhe an, die sie neben sich hingelegt hatte, und arbeitete fort.

Nach und nach kamen mehrere Gäste. Die Gräfin begann unruhig zu werden, sie schien jemand zu erwarten, der ungebürlich lange zauderte. Diese Vermuthung bestätigte sich: ihr Antlitz wurde strahlend,

als der Vicomte Savenay, ein französischer Legitimist, der seit einigen Jahren in Wien lebte, endlich eintrat und sie begrüßte.

In diesem Momente wurde Almas Blick noch ernster, der strenge Mund verzog sich zu einem bittern Lächeln, sie erwiderte den Gruß des Vicomte mit einer nachlässigen, fast verächtlichen Wendung des Kopfes. Nach einer Weile stand sie auf und trat zu einer Volière; Savenay nahm alsbald ihren Platz ein.

Es war nicht schwer, die Beziehungen zu errathen, in denen diese drei Menschen zueinander standen. Zdenko begriff nun auch, wie Alma das hatte werden müssen, was sie war. Leichtsinnige Frauen haben häufig Puritanerinnen zu Töchtern. Wer die menschliche Natur kennt, wird die Nothwendigkeit dieser Reaction begreifen.

Noch hatte Zdenko die Stimme des seltsamen Mädchens nicht vernommen; er wollte den jetzigen Augenblick benützen, um sie zum Sprechen zu bringen. Sie stand allein, Georg war von einem alten General in Anspruch genommen, der ihm seine Ansichten über Uniformierung mittheilte, die andern umgaben den Theetisch. Er näherte sich Alma, die mit ihrem großen, schweren Blick in die Unermesslichkeit hinaussah, als wäre nichts auf Erden, worauf er mit Liebe haften könnte.

„Sie bringen wohl jeden Sommer auf diesem Landsitze zu?“ fragte er, um ein Gespräch anzuknüpfen.

„Nein,“ sagte sie, „es ist der erste Sommer, den wir hier verleben.“

„Die Umgebung ist reich an schönen Punkten.“

„Finden Sie? Mir ist sie etwas zu civilisiert. In meiner Heimat ist es schöner.“

„Ich weiß wohl, dass Ihre Familie in Südtirol begütert ist, doch wusst' ich nicht, dass Sie dies

Land Ihre Heimat nennen. Sind Sie wirklich dort geboren?"

„Nein, aber ich habe meine Kindheit dort zugebracht; die Berge, an deren Fuße ich heranwuchs, sind mir unendlich heimischer und vertrauter, als das steinerne Haus in Wien, drin ich zur Welt kam."

„Nehmen Sie sich inacht, Gräfin," scherzte Zdenko. „Wie ich die Wiener kenne, sind sie eifersüchtig auf ihre Stadt; man wird Ihre Abneigung nicht gelten lassen."

„Das thut auch nicht noth."

Die Gleichgiltigkeit, mit der sie diese Worte sagte, berührte Zdenko wunderlich. Es ist nichts Seltnes, die Jugend sich gegen die Meinung andrer empören zu sehen, aber dies Mädchen blickte auf sie herab, als reiche sie nicht bis an den Saum ihres Gewandes. Das war nicht der Trotz kindischer Unkenntnis, es war die Festigkeit einer Seele, die in sich ihren Schwerpunkt gefunden hatte.

Zdenko war in Tirol gewesen; er hatte mehrere Wochen in Meran zugebracht, und kannte die Orte, von denen Alma mit erinnerungsvoller Vorliebe sprach. Ihre Züge belebten sich, ihre Stimme ward weich und flüsternd; sie wurde zum Kinde, indem sie von ihrer Kindheit sprach.

„Es muss Ihnen wohl schwer geworden sein, sich hier einzugewöhnen?" fragte Zdenko mit steigendem Interesse an dem fremdartigen Geschöpfe.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich habe das Unglück, mich an nichts gewöhnen zu können," versetzte sie leise.

„Wie fangen Sie es denn an zu leben?"

„Das findet sich von selbst. Ich ertrage soviel ich eben vermag; diese Kraft oder diese Schwäche besitze ich, nur gewöhnen kann ich mich an nichts."

Während sie so sprachen, war es Georg endlich gelungen, sich von dem General loszumachen, er trat

zu ihnen und mischte sich in das Gespräch. Dass Alma sich dessen freue, war unverkennbar; aber diese Freude verrieth sich nicht, wie wohl sonst bei jungen Mädchen, durch einen Wechsel der Farbe, ein Aufflammen des Blicks. Mild und ernstvoll waren die schönen, stillen Augen auf ihn geheftet, Alma schien durch seine Nähe mehr beruhigt, als bewegt. Ganz anders war es bei Georg; er hatte Mühe, die Leidenschaft, die ihn erfüllte, nicht in Blick und Wort hervorbrechen zu lassen, er war einsilbig, weil er es nicht über sich vermochte, mit Alma über Gleichgiltiges zu sprechen. Ihre Unbefangenheit neben dem Sturm seiner Seele erweckte in Zdenko eine bange Sorge.

Gräfin Rugenau war eine sehr zärtliche Mutter, doch, wenn sie sich besonders gut unterhielt, widerfuhr es ihr bisweilen, auf ihre Tochter zu vergessen. Solange der Vicomte die Funken seines Witzes um sie hatte sprühen lassen, war es ihr nicht eingefallen, sich um Alma zu bekümmern. Jetzt besann sie sich plötzlich, und kaum sah sie das Mädchen im Gespräche mit Georg begriffen, als sie den letztern zu sich heranwinkte, um ihn zu fragen, wann die Herbstmanöver beginnen würden. Zum erstenmale in seinem Leben verwünschte Georg seinen Stand, der seiner Gegnerin, denn das war die Gräfin, diesen Vorwand lieh, um ihn von Almas Seite zu entfernen.

Bald darauf verabschiedete sich Zdenko; die Gräfin lud ihn ein, sie recht oft in ihrer ländlichen Einsamkeit zu besuchen. Dafür nahm sie allen Ernstes ihre gewöhnlich mit Menschen angefüllte, eine Stunde von Wien gelegene Villa.

Als sie sich wieder im Wagen befanden, warf Georg scheinbar gleichgiltig die Frage hin: „Nun, wie gefallen dir die beiden Damen?“

„Die Gräfin scheint mir nicht mehr und nicht

weniger als der Wiener Nachdruck einer Pariser Edition: schön, kokett, gedankenlos."

„Und Alma?"

„Alma halte ich für ein Wesen so ungewöhnlicher Art, dass eine Begegnung nicht hinreicht, ihre ganze Eigenthümlichkeit aufzufassen. Du weißt, dass ich vorschnelle Urtheile nicht liebe."

„Es handelt sich hier ja um kein Urtheil, sondern ganz einfach um eine Ansicht, ein Bedünken."

„Nun denn, ich glaube, Alma besitzt einen durch frühe Kämpfe zu ungemeiner Stärke und Festigkeit herangebildeten Charakter; ob aber diese Kämpfe nicht ihrem Gemüthe Eintrag gethan, steht noch dahin. Es ist immer ein großes, folgenreiches Unglück, die eigne Mutter weder lieben, noch achten zu können; dies scheint mir hier der Fall."

Georg, der sich in Alma verletzt fühlte, entgegnete etwas gereizt: „Wenn sie ihre Mutter liebte, würde sie ihr auch gleichen, und da sei Gott vor!"

„Meinst du, dass die Gräfin ahnt, was in Almas Seele vorgeht?"

„Vielleicht, doch gewiss legt sie sich darüber nicht Rechenschaft ab, wie überhaupt über nichts auf der Welt. Wahrscheinlich beschuldigt sie Alma der Herzlosigkeit, um sich nicht gestehen zu müssen, dass sie jeden Anspruch auf die Liebe dieser Heiligen längst verwirkte."

„Sie hat sich von jeher wenig mit ihr befasst?"

„Wie hätte sie dazu Zeit gefunden? Graf Rugenau starb, als seine Frau in der ganzen Blüthe ihrer noch immer ungewöhnlichen Schönheit stand; es lag nicht in ihrem Wesen, die tausend Huldigungen, die ihr entgegenflogen, zurückzuweisen. Sie lebte nach wie vor in der großen Welt, und gewöhnt mit allem, was an ihr und um sie ist, zu kokettieren, war ihr auch ihre Tochter ein Mittel dazu. Sie fand es allerliebst den

kleinen Engel immer bei sich zu haben, sich auf den Teppich in graziöser Lage hinzukauern und der Welt zu zeigen, welche Schätze von Liebe ihr Gemüth berge. Übrigens hatte sie sich diese Mühe ersparen können, ohne dass der Welt darum ein Zweifel an ihrer Liebesfähigkeit beigekommen wäre. Genug, in dieser schwülen, drückenden Salonatmosphäre blieb Alma bis zu ihrem siebenten Jahre; ich glaube, sie hatte keinen andern Spielgefährten, als die Herren vom diplomatischen Corps. Das Ende war, dass diese unnatürliche Lebensweise, diese unablässige Aufreizung der Kleinen eine schwere Krankheit zugezogen. Man citierte das alte Sprüchlein, dass Kinder von so außerordentlicher Begabung nicht leben können, was allerdings wahr, wenn man auf ähnliche Weise mit ihnen verfährt. Gegen alle Erwartung wurde Alma gerettet; nun aber thaten die Ärzte einen Machtspruch und erklärten, sie müsse in eine ganz andre Umgebung versetzt werden, wenn man sie nicht tödten wolle. Trotz ihres anfänglichen Sträubens musste sich die Gräfin darein ergeben und gieng mit der Kleinen für einige Zeit auf ihre Güter in Tirol. Dass sie es dort nicht lange aushielt, versteht sich von selbst. Alma, die sich zusehends erholte, blieb mit ihrer Erzieherin in dem alten Schlosse bei Trient, während die Gräfin versuchsweise einen Winter in Mailand zubrachte. Sie fand Geschmack an diesem Wanderleben, ihr mütterliches Gewissen war damit beruhigt, dass sie die Tochter den besten Händen übergeben hatte. Nun schien es ihr bequemerweise Pflicht, nicht weiter in den Gang der Erziehung einzugreifen; sie begnügte sich, jeden Sommer ein paar Wochen in Tirol zuzubringen, die übrige Zeit verlebte sie auf Reisen und jeden Winter in irgendeiner geräuschvollen Residenz. Indessen wuchs Alma in ihrer Einsamkeit unter der Aufsicht einer vortrefflichen Frau heran.

Aus der Zärtlichkeit, womit sie dieser gedenkt, läſst sich entnehmen, mit welcher Liebe sie ihre Mutter umfaſst hätte, wenn ihr diese hätte mehr sein wollen als eine Fremde. Vor ungefähr zwei Jahren starb Almas Erzieherin. Die Gräfin konnte nicht anders als das nunmehr fünfzehnjährige Mädchen zu sich nehmen; sie war auch sehr gern dazu bereit, da sie, wenn sie nun auf keinem Ball und in keiner Soirée fehlt, sich in ihre Mutterpflicht drapieren kann, deren erstes und vornehmstes Gebot für Frauen ihres Schlages heißt: Du sollst deine Tochter in die Welt führen!"

„Glaubst du, daſs sie Alma liebt, so sehr es nämlich einem solchen Charakter möglich?"

„In deiner Frage liegt auch schon die Antwort darauf, Gräfin Rugenau liebt nur sich selbst und was ihrer Eitelkeit schmeichelt. Alma ist ihr nicht schön genug, und der tiefe, ernste Geist des Mädchens hat nicht den brillanten Firnis, für den sie allein empfänglich ist. Eine zierliche Salonpuppe wäre ihr tausendmal lieber, als dies Geschöpf, das sie so wenig versteht, wie Murillos heilig-stolze Madonnen."

„Nur eine Frage noch: ist es Alma, die dir diese Aufschlüsse gab?"

„Wo denkst du hin? Sie spricht nie von ihrer Mutter, die fraglichen Mittheilungen verdanke ich einer Freundin der Gräfin."

Zdenko setzte seinen Bruder auf dessen Wunsch im Casino ab und kehrte dann nach seinem Hotel zurück. Es war ihm ganz lieb, daſs Georg ihn nicht begleitete, er empfand das Bedürfnis allein zu sein. Bis spät in die Nacht gieng er nachdenkend in seinem Zimmer auf und ab. Daſs die Gräfin Georg nicht geneigt war, lag offen am Tage, und der Grund davon war nicht schwer zu errathen: sie suchte für ihre Tochter eine bessere Partie, als Georg dem Anscheine

nach war. Diese Opposition verursachte Zdenko keine Sorge; er wusste, dass er seinen seit Jahren gefassten Entschluss nur auszusprechen brauche, um jedes diesfällige Hindernis zu heben. Aber wie war's mit Alma? Verstand, erwiderte diese Georgs Liebe? Das wollte und musste er erfahren, bevor er einen entscheidenden Schritt that.

Die erhaltene Einladung benützend, wiederholte er seinen Besuch in wenigen Tagen; Georg erfand einen Vorwand, um ihn nicht begleiten zu müssen, und Zdenko drang nicht weiter in ihn. Die Gräfin empfieng ihn sehr freundlich, Alma fremd und kühl wie jeden anderen Gast. Er merkte, dass es ihm schwer werden dürfte, das Vertrauen dieser verschlossenen Seele zu gewinnen, aber er beschloss, davon nicht abzulassen.

Der Zufall wollte, dass Georg um diese Zeit in Remontegeschäften eine kleine Reise machen musste. „Ist es nicht ärgerlich," sagte er, „dass sich dies eben während deiner Anwesenheit in Wien so trifft? Versprich mir wenigstens, hier meine Rückkehr abzuwarten."

„Ich denke an keine Abreise; es wäre wohl möglich, dass ich einen Theil des Winters hier zubrächte."

„Wirklich?" fragte Georg freudig, „wirklich?" wiederholte er betroffen, wie von einem bösen Gedanken überrascht. „Was fesselt dich denn an Wien?"

„Ach mein guter Georg, was sollte mich denn an Föhrenbach fesseln?"

„Freilich," versetzte jener langsam, ohne das Auge zu seinem Bruder aufzuschlagen.

Es entstand eine Pause. Zdenkos häufige Besuche bei der Gräfin, sein Plan, den Winter in Wien zuzubringen, erweckten in Georg den marternden Argwohn, Alma sei's, die ihn hier zurückhalte. Es schien ihm dies umso glaubwürdiger, als er überzeugt war, sein

Bruder ahne nichts von drr Leidenschaft, die er ihm ja niegestanden. Er hatte Zdenko keinen Vorwurf zu machen, nur sich selbst warf er mit Bitterkeit seinen Mangel an Vertrauen vor; denn dass die Geliebte des Bruders — Zdenko heilig gewesen wäre, das wusste er.

Das Geständnis schwebte auf seinen Lippen, er drängte es mit Gewalt zurück. Nein, rief er, jetzt ist es zu spät, ich habe kein Recht auf Alma. Wird ihre Liebe ihm zutheil, so sei er der Selige! Rücksicht für mich soll sich nicht zwischen ihn und sein Glück stellen.

So dachte er und ahnte nicht, dass Zdenko in diesem Moment in seiner Seele las und des Schmerzes lächelte, der sich, zuversichtlich hoffte er es, bald in Freude verwandeln sollte. Heftig bewegt, nahm Georg Abschied von ihm; Zdenkos ruhige Heiterkeit galt ihm als ein neuer Beweis, dass ein andres Gefühl allherrschend in ihm geworden sei. Er irrte. Diese Heiterkeit entsprang nur der Hoffnung, bis zu Georgs Rückkehr alle Wirren beglückend gelöst zu haben.

Eine unerwartete Wendung der Verhältnisse zwang ihn überdies rasch einzuschreiten. Bald trat es hervor, dass Gräfin Rugenau nicht umsonst ein so großes Aufgebot ihrer Liebenswürdigkeit ihm gegenüber gemacht hatte: Der reiche Majoratsherr schien ihr eine vortreffliche Partie für ihre Tochter. Wenn Zdenko daran noch gezweifelt hätte, durch Almas Benehmen wär' ihm Gewissheit geworden. Diese, höchstwahrscheinlich von dem Plane ihrer Mutter in Kenntnis gesetzt, zog sich immer mehr von ihm zurück; war sie früher gleichgiltig gegen ihn gewesen, so war sie jetzt schroff, jede Annäherung von seiner Seite kalt zurückweisend. Die Gräfin bemerkte dies und das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter ward von Tag zu Tag peinlicher. Statt ihr Vertrauen zu gewinnen, wurde sie Zdenko stets mehr entfremdet.

Er sah darin ein Zeichen ihrer Neigung für Georg, die ihr selbst vielleicht erst jetzt bewusst ward, da von einer anderen Verbindung die Rede war. Es drängte ihn allen diesen Missverständnissen ein Ende zu machen, und da sich keine günstige Gelegenheit finden wollte, beschloss er, sich eine zu schaffen.

Eines Abends, als der Salon der Gräfin wieder voll Menschen war, näherte er sich Alma, die abseits sitzend in einem book of beauty blätterte, und sich über sie beugend, scheinbar um die Stahlstiche zu besehen, flüsterte er ihr zu: „Ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen, gönnen Sie mir eine kurze Unterredung."

Sie blickte empor, ihre Augen waren kalt und stolz, aber ihr Mund zuckte schmerzhaft, als wollte er sagen: „O quäle mich nicht!"

„Darf ich Sie um diese Gunst bitten?"

Sie schüttelte ängstlich den Kopf.

„Es betrifft nicht mich, nur von Ihnen und Georg soll die Rede sein."

Die marmorne Galathea schien sich zu beleben.

„Von Georg?" stammelte sie, „dann hab' ich mich ja in Ihnen getäuscht!"

„Wenn Sie dachten, ich wolle etwas anderes als Ihr Wohl und meines Bruders Glück, dann haben Sie sich gewiss getäuscht; aber ebenso gewiss werden wir uns beim ersten Wort verständigen. Wie steht es nun mit meiner Bitte?"

„Sprechen Sie," flüsterte sie kaum hörbar.

„Hier nicht, hier ist es nicht möglich, wir sind nicht allein."

„Das bin ich nie."

„Dann bleibt mir nichts übrig, als Ihnen zu schreiben. Werden Sie meinen Brief annehmen?"

„Ich werde."

„Und geloben Sie mir, gegen niemand, auch gegen

Georg nicht, ja gegen ihn am allerwenigsten, je dieses Briefes zu erwähnen?"

„Wenn er nur sein Glück bezweckt?" fragte sie zweifelnd.

„Eben darum," entgegnete Zdenko mit Festigkeit, „es soll an der vollen Rose auch nicht ein Blatt fehlen. Geloben Sie mir unverbrüchliches Schweigen?"

„Ja."

Sie stand auf und verließ den Salon. Zdenko blieb an dem Seitentischchen stehen, scheinbar noch immer in das Album vertieft. Er dachte an Alma, zum erstenmale hatte er sie erröthen gesehen. Sie schien ihm unbegreiflich verschönt.

Als sie nach einiger Zeit wieder zurückkehrte, war sie bleich und abgespannt, ihr Blick mied den seinen. Auf das Geheiß der Gräfin setzte sie sich an den Flügel; sie begann eine der modernen glänzenden Compositionen zu spielen, die sich zu echter Musik verhalten, wie schöne Phrasen zur Poesie. Mit schneidendem Humor markierte sie die abenteuerlichen Läufe und Triller, mit seltsamem Lächeln nahm sie den ihr dafür gezollten Beifall hin. Man setzte sich an die Spieltische, Alma blieb am Clavier. Nach einer Weile, als sie mit Sicherheit darauf zählen konnte, es werde niemand auf ihr Spiel merken, begann sie eine in ihrer großartigen Einfachheit tief erschütternde Weise. Zdenko horchte erstaunt; ihre Virtuosität war ihm längst bekannt, allein, dass dies junge Mädchen die Sprache der Geister zu sprechen wisse, dass es wie mit einem Zauberstabe Schmerz und Leidenschaft heraufbeschwören könne, das war ihm neu und machte ihn fast bestürzt.

„Wissen Sie denn auch, was Sie spielen, Alma?" fragte er.

Es war das erstemal, dass er sie kurzweg bei ihrem Namen nannte; sie schrak leicht zusammen.

„Nein," sagte sie träumerisch, „ich weiß es nicht. Wenn ich auf mich hinhorche, ist mir's, als sei ich selbst nur ein Instrument in der Hand eines Höheren."

Noch in derselben Nacht schrieb ihr Zdenko. Er sagte ihr, dass Georgs Liebe kein Geheimnis für ihn sei, dass er das ganze Glück seines Bruders als von dieser Verbindung abhängig betrachte. „Die Bedenken," fuhr er fort, „welche Gräfin Rugenau dagegen erheben könnte, zu beseitigen, soll meine Sorge sein; ich habe alle Ursache, auf den besten Erfolg zu hoffen. Die Frage ist nur, ob Sie mich zu den nöthigen Schritten ermächtigen. Wenn ich Sie recht verstehe, so sind Sie Georg nicht abgeneigt, allein dies genügt mir nicht: seine Leidenschaft für Sie ist so grenzenlos, dass Sie ihn lieben, tief und ausschließlich lieben müssen, wenn er nicht über kurz oder lang unermesslich elend werden soll. Prüfen Sie Ihr Herz, Alma, finden Sie die starke, allmächtige Neigung, von der ich spreche, nicht darin, so sei der Bund gelöst, noch ehe er begonnen. Georg mag dann glauben, seine Wünsche seien nur an der Ungunst der Verhältnisse gescheitert; es wird ihm minder bitter sein, diese anzuklagen, als wenn er Sie anklagen müsste. Lieben Sie aber, dann seien Sie mir als Schwester gegrüßt und tausendmal gesegnet! Dann verdanke ich Ihnen das Einzige, worauf ich noch Wert setze: Georgs Glück. Noch kennen Sie ihn nicht genug, um ganz zu wissen, über welche Schätze dies reiche Gemüth zu gebieten hat. Er ist mir mehr als ein Bruder, er gilt meinem Herzen wie ein Sohn, sein Los ist das meine. Erwägen Sie alles wohl, Alma, und dann entscheiden Sie. In jedem Fall bewahren Sie aber das völligste Geheimnis über diesen Brief. Sie werden hoffentlich bald den Grund erfahren, um dessentwillen ich dies von Ihnen fordre, und mir beistimmen."

Bei seinem nächsten Besuche fand Alma Mittel,

ihre Antwort in seine Hand gleiten zu lassen. Sie schrieb: „Georgs Glück ist mir so theuer, als es Ihnen sein kann. Ob ich imstande, zu diesem Glücke etwas beizutragen, ist eine Frage, die nur die Zukunft beantworten kann; wenn aber meine freudigsten Entschlüsse Macht haben über mein Schicksal, so wird die Antwort günstig lauten. Ich will Ihre Schwester werden."

Sie liebt ihn! rief Zdenko, nachdem er diese Zeilen gelesen. Gott sei Dank, sie liebt ihn! Wunderliche Geschöpfe, diese Mädchen! Wie unbefangen stand Alma mir gegenüber! Unbefangen genug, um mich das Schlimmste befürchten zu lassen. Und selbst jetzt, da sie einwilligt, die Seine zu werden, gewinnt sie es nicht über sich, das schon verrathene Geheimnis ihres Herzens in Worten auszusprechen, deutlich herauszusagen, dass sie ihn liebt. Gleichviel! Ja, es ist schön und weiblich, das Wort, das nur der Geliebte vernehmen soll, selbst dem Freunde nicht preiszugeben.

Von nun an war Alma für ihn gänzlich verändert, mild freundlich, mittheilend wie sonst gegen niemand. Die Gräfin triumphierte; von Tag zu Tag sah sie der Erklärung Zdenkos entgegen.

Georg kehrte von seinem Ausflug zurück, er schien verstört und unglücklich. Der Name Alma kam nicht über seine Lippen.

Eines Morgens, als er in Zdenkos Zimmer trat, empfieng ihn dieser mit der Frage: „Kannst du mir eine Stunde schenken? Ich möchte ungestört mit dir sprechen."

Georg nickte stumm. Mein Gott! dachte er, so ist jetzt die bittre Stunde gekommen, die über alles entscheiden muss!

Im Vorzimmer ward Befehl gegeben, niemand vorzulassen; Zdenko schloss die Außenthür ab und ließ die Portière niederrollen. Dann warf er sich in

einen Lehnstuhl und brannte eine Cigarre an, wir müssen gestehen, zur nicht geringen Verwunderung Georgs, der seine Ruhe in diesem Augenblicke nicht zu begreifen vermochte. In athemloser Spannung horchte er auf Zdenkos Worte, der also begann:

„Ich fürchte beinahe, einen Theil deiner Achtung zu verlieren, wenn ich mich dir in meiner ganzen Schwäche zeige; aber da nur du mir zu helfen vermagst, muss ich es auf jede Gefahr hin wagen.“

„Wie könnte ich dir helfen?“ stammelte Georg sich entfärbend. Er sah das Gefürchtete kommen.

„Du kannst es, wenn du einwilligst, die Lasten zu übernehmen, deren ich, aufrichtig gestanden, herzlich überdrüssig bin. Mit einem Worte: ich wünsche dir das Majorat abzutreten, um fortan mein Leben nach meinem Wunsch und Gutdünken einrichten zu können.“

Bei dem Worte „Majorat“ war Georg aufgesprungen; er traute seinen Ohren nicht, er fragte sich, ob sein Bruder bei Sinnen sei. „Das kannst, das darfst du nicht,“ entgegnete er mit ehrlichster Überzeugung.

„Was das Können betrifft,“ versetzte Zdenko ruhig, „so hoff' ich dir zu zeigen, mit wie wenigen Schwierigkeiten es verbunden. Vom Dürfen sprich mir nicht; denn gerade die Pflicht gebietet mir, dass ich dir meine Stellung abtrete, da ich mich ihren Anforderungen zu unterwerfen nicht gewillt bin. Ich werde nie heiraten.“

„Zdenko!“ rief der junge Mann, dem diese Worte eine furchtbare Last vom Herzen nahmen, „wie kannst du das wissen?“

„Weil es keine vorübergehende Laune ist, die mir diesen Entschluss einflößt, sondern eine innere Nothwendigkeit, deren Gesetzen ich mich fügen muss. Du magst alles wissen: seit Jahren bindet mich eine

unglückselige Liebe an eine Frau, die ich ebensowenig besitzen, als aus meinem Herzen reißen kann."

„Mein armer Bruder! Ist deine Geliebte vermählt?"

„Ja."

„Sie kann Witwe werden."

„Dann müsste ich, um zu ihrem Besitze zu gelangen, denselben Schritt thun, den ich jetzt thun will. Meine Gabriele ist bürgerlicher Herkunft. Du kennst unsere Hausgesetze, nach welchen die Missheirat eines Lozensky ihn unfähig macht, dem Majorat vorzustehen, ja ich glaube, dass man in diesem Falle selbst einem jüngern Sohne seine Apanage streitig machen könnte.

So lang ich in meiner jetzigen Stellung bleibe, kann ich also, wie du siehst, meine Geliebte nie besitzen, selbst wenn sie Witwe würde; ebenso gewiss werde ich nie eine andere Braut wählen. Tritt du an meine Stelle, pflanze unsern Namen fort und lass mir die Freiheit, ohne dass ich sie mit Gewissensbissen zu bezahlen brauche."

Georg hatte keinen Grund, an dem Märchen zu zweifeln, das Zdenko vorbrachte, um seinen Entschluss zu motivieren, dennoch wich er erst nach langem, beharrlichem Widerstande, wich mehr dem Willen, ja dem Gebote seines Bruders, als seinem eigenen Wunsche. Freilich war ihm der Gedanke: wenn nun Alma doch dein würde! gleich bei Zdenkos ersten Worten wie ein Lichtstrahl in die Seele gefallen; allein wo es sich um das Wohl und Wehe des geliebtesten Menschen handelt, konnte sein eignes nicht in Betracht kommen. Endlich war er überzeugt, zu Zdenkos Frieden sei es nothwendig, dass er nach seinem Willen thue; nun weigerte er sich nicht länger.

Die Sache ward geschäftlich eingeleitet und unerwartet schnell erledigt. Zdenkos Gesuch erhielt die kaiserliche Sanction, das Majorat gieng auf Georg

über. Zdenko trat es ihm förmlich und feierlich ab, ohne andere Bedingung, als die Nutznießung eines kleinen Gutes in Kärnten, das der letzte Graf Lozensky durch Kauf erworben hatte. Vergeblich bestürmte ihn Georg, unter den Allodialgütern eine größere, einträglichere Besitzung zu wählen, er war nicht dazu zu bewegen. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sagte er lächelnd. „Mir ist es unbequem, reich zu sein."

Noch ehe die Abdankung wirklich erfolgt war, hatten sich bereits Gerüchte davon in die höhere Gesellschaft verbreitet; auch der Gräfin Rugenau waren sie zu Ohren gekommen und hatten eine peinliche Unsicherheit in ihr Benehmen gebracht. Zdenko, den sie durch freundliches Entgegenkommen zu Ansprüchen beinahe berechtigt hatte, sollte nun mit einem aufhören, eine Partie zu sein, während der zurückgewiesene Georg sich ganz unerwartet zu einem solchen qualificierte? Die gute Dame fürchtete sehr, sich in ihren Versprechungen abscheulich geirrt zu haben.

Diese Unruhe sollte bald verschwinden. Zdenko erschien eines Tages bei ihr; eine gewisse ernste Förmlichkeit in seinem Wesen ließ sie errathen, dass es sich hier nicht bloß um einen einfachen Morgenbesuch handle. Ihre Haltung verlor nichts von der gewohnten Anmuth, aber sie hätte viel darum gegeben, um diese fatale Erklärung schon überstanden zu haben. Es lag ihr zwar eben nicht soviel daran, ein Menschenherz zu kränken, aber sie brachte nicht gern einen unangenehmen Eindruck hervor. Darin unterscheidet sich die Delicatesse der Weltleute von dem Zartgefühle edlerer Naturen.

Übrigens war sie völlig entschlossen, Zdenkos mögliche Bewerbung zurückzuweisen; die Sorge für Almas Wohl war der sichere Verhau, in den sie sich zurückziehen wollte. Umso größer war ihr Erstaunen, als Zdenko nach kurzem Eingange nicht in seinem,

sondern in Georgs Namen um die Hand ihrer Tochter anhielt. Ihr war ungefähr zumuthe, wie einem Menschen sein durfte, dem statt der erwarteten Bombe ein Blumenstrauß entgegenflöge.

Nach wenigen Tagen war Alma Georgs erklärte Braut.

Man beschloss, diesen Brautstand möglichst abzukürzen. Die jungen Leute kannten einander hinlänglich, die Verhältnisse machten keine Verzögerung nothwendig, und Gräfin Rugenau konnte den Augenblick kaum erwarten, wo ihr die Heirat ihrer Tochter ihre Freiheit wieder schenken würde. Ihr und dem Bräutigam sprachen Glück aus jeder Miene, jedem Blick. Alma war ernst und ruhig, wie eine Seele, der endlich die Pforte zum Frieden erschlossen werden soll; sie behandelte ihren Verlobten mit einer Weichheit und Innigkeit, die ihn immer fester an sie knüpften. Zdenko allein verstand sich nicht. Es befiel ihn manchmal ein unerklärlicher Trübsinn. Er fragte sich: Ist denn dein Herz so alt und kalt geworden, dass die Freude deiner Lieben es nicht zu erwärmen vermag?

Am Tage vor der Vermählung traf er Alma allein im Salon ihrer Mutter. Sie saß wieder am Clavier, aber diesmal spielte sie nicht und ihr Blick streifte wie damals, als er sie zum erstenmale gesehen, gleichsam in eine unendliche Einsamkeit hinaus. Es war diesem stillen, bleichen Mädchen gegeben, Zdenkos Gemüth unendlich zu rühren. „Meine gute Alma!“ sagte er mit leisem Gruße. Er setzte sich zu ihr. Ohne etwas zu erwidern, sah sie ihn mit ihrem eigenthümlichen, mystischen Lächeln an.

„Warum spielen Sie nicht?“ fragte er. „Ich höre Sie so gern.“

Sie that nach seinem Willen und wieder erklang eine Weise, die ihn schon einmal in Almas Seele, schwindelnd, wie in einen Abgrund, hatte blicken lassen.

Er ergriff heftig ihre Hand. „Nein!“ rief er, „Sie thun mir weh!“

„Das muss sein,“ sagte sie einfach, „wie fände denn sonst die Seele den Weg zu Gott?“

„Wissen Sie das auch schon? Ach, wer hat Sie's gelehrt?“

„Eine gemarterte Kindheit und zertretene Jugend.“

„Das sind vortreffliche Lehren, nur etwas zu theuer im Preis. Aber jetzt wird alles gut werden, Alma! Ihre Jugend wird erst beginnen.“

„Das hoff' ich,“ versetzte sie, mit einem Glauben strahlenden Blicke.

„Es liegt in Georgs Wesen etwas, das einem wie ein Sonnenstrahl ins Gemüth fällt. O lieben Sie ihn! Lieben Sie ihn recht!“

„Würde ich denn die Seine, wenn ich ihn nicht für gut und edel hielte? Seien Sie ruhig, Zdenko! Ich weiß, was ich Ihrem Bruder schulde, und lieber wollt' ich sterben, als ihm ein Leid verursachen.“

Sie hatte diese Worte mit ungewöhnlicher Heftigkeit gesprochen. Zdenko glaubte sie zu verstehen. Ihre Liebe zu Georg war zugleich Dankbarkeit für ihre Befreiung; denn wie entehrende Fesseln mussten ihre jetzigen Verhältnisse die Psyche drücken, sehnsüchtig, schmerzlich musste sie aus diesem Lügenbaue hinaus verlangen in die freie Welt Gottes, peinlich musste ihre falsche Stellung im mütterlichen Hause ihr sein, und wer sie daraus rettete, dem blieb sie auf ewig verschuldet. Zdenko war in der That beruhigt. Aber warum wollte seine Heiterkeit nicht wiederkehren? —

Die Vermählung ward in aller Stille vollzogen; nur die nächsten Verwandten wurden eingeladen, der kirchlichen Ceremonie beizuwohnen. Nach der Trauung kehrte man in das Palais der Gräfin zurück, um dort ein Frühstück einzunehmen. Die Braut zog sich auf eine Viertelstunde zurück, um ihr weißes Spitzenkleid

mit einem Reiseanzuge zu vertauschen, denn noch in derselben Stunde wollten die Neuvermählten nach Föhrenbach abreisen, aller Vorstellungen der Gräfin ungeachtet, längere Zeit bei ihr zuzubringen. Georgs dringende Bitten hatten Zdenko nicht zu bewegen vermocht, sie dahin zu begleiten, er vertröstete ihn auf späterhin. Vorderhand, sagte er, wolle er seine neue Besitzung in Kärnten in Augenschein nehmen. „Im nächsten Sommer komm' ich gewiss," versicherte er.

Der Abschied war vorüber. Georgs Wagen rollte über die Donaubrücke der Taborlinie zu. Die Gräfin suchte sich mit ihrem Freunde Savenay zu zerstreuen. Zdenko saß einsam in seinem Zimmer. In seiner Seele sprach es: „Ich danke dir, Gott! Sie sind glücklich und ich — nun, ich habe meine Pflicht gethan."

Am nächsten Morgen reiste er nach Kärnten ab. Dort verlebte er den Rest des Winters. In den ersten Frühlingstagen, als Georg schon auf den baldigen Besuch seines Bruders zu hoffen begann, erhielt er von diesem einen Brief mit der Nachricht, Zdenko sei im Begriff, einen längstgehegten Plan zur Ausführung zu bringen. „Ich mache eine Reise nach dem Orient," so schrieb er. „Es thut mir noth, neue Eindrücke in die Seele zu bekommen, mich wieder ein bisschen aufzufrischen. Ich würde sonst ganz und gar zum Landjunker. Gern hätte ich euch, meine Lieben, vor meiner Reise noch besucht; allein ich kann nicht; solange ich einen in mir gereiften Entschluss nicht zur Ausführung gebracht, hab' ich in mir keine Ruhe. Bei meiner Rückkehr sehen wir uns wieder; wir wollen noch recht frohe Tage miteinander verleben. Grüß mir Alma, meine gute, liebe Schwester. Unser altes, dunkles Felsenschloss muss ja ganz hell und freudig strahlen, seit die liebliche Gestalt in seinen Räumen waltet! So wirft der Frühling seinen Blütenflor über zerbröckelndes Gemäuer; ich sehe die Blüten

nicht, aber ihr Duft dringt bis in meine Ferne. Lebt wohl! Georg, sei glücklich! Schreib' mir nicht mehr nach Nidek, denn morgen mit dem Frühesten breche ich nach Triest auf. In Alexandria hoff' ich einen Brief von dir zu finden. So oft ich kann, werd' ich euch von mir Nachricht geben. Den Zeitpunkt meiner Rückkehr will ich jetzt nicht bestimmen, ich will meine Freiheit nicht einmal durch selbstgefasste Vorsätze beschränken. Genug, wir sehen uns wieder, und froh und heiter, hoff' ich. Gott segne euch!"

Aus fernen Welttheilen waren durchstochene, durchräucherte Briefe auf Schloss Föhrenbach eingelaufen. Zdenko schien mit seiner Reise höchlich zufrieden; darauf ließ außer seinen Äußerungen der Umstand schließen, dass er sie immer verlängerte. Er hatte die ganze Küste Nordafrikas durchstreift, einen Theil Asiens bereist und war eben im Begriffe, seine Irrfahrt noch weiter nach Osten auszudehnen, als ihn eine schwere Krankheit überraschte und seinen Plänen ein entschiedenes halt! zuherrschte. Auf seinen eisernen Körper trotzend, hatte er zu viel gewagt, zu viel unternommen; nun musste er die gehäufte Schuld bezahlen. Er befand sich in Teheran, als das Übel zum Ausbruch kam! Wochenlang lag er im Hause des englischen Consuls, der ihn gastfreundlich aufgenommen hatte, auf den Tod darnieder; er selbst glaubte sich verloren. Wie durch ein Wunder wurde er gerettet, und, seltsam! er, der dem Tode mit unerschütterlicher Fassung ins Auge gesehen, er konnte sich einer Aufwallung entzückten Dankes nicht erwehren, als er den warmen Strom des Lebens wieder frei durch seine Adern pulsieren fühlte. „Was hast du denn noch zu hoffen, zu erwarten?" sprach er, fast verweisend, zu sich selbst. „Was ist's denn so Süßes an diesem Auf- und Niederwogen des Blutes, dem Ein- und Ausathmen

der Luft?“ Aber es blieb doch dabei, und wenn er auf der Terrasse des Hauses saß und die Luft ihn umschmeichelte und der azurne Himmel sich wie eine Kuppel über ihm wölbte, da fielen alle Verhältnisse und Wirren wie Staub von ihm, und er empfand nichts als die Seligkeit des Seins. Wenn man von den Pforten des Todes zurück ins Leben tritt, o, mit welchem Festgepränge empfängt es den wiedergewonnenen Gast! Aus Baum und Blumen, aus Strom und Stein klingen Lieder und erzählen ihm von der Herrlichkeit der Erde, der er, die ihm aufs neue geschenkt ward. Und die Sonnenstrahlen kommen und kosen brüderlich mit dem gefangenen Sonnenstrahle im Menschenherzen. Er war genesen, aber schwach; sein Gemüth war weicher, unfähiger zum Widerstande, als es in den Tagen schwellender Kraft gewesen war. In seiner Phantasie dämmerten halbverblichene Bilder wieder auf, was er zurückgelassen, erblickte er im Wunderglanze der Fata Morgana. Ihn befiel Heimweh; er konnte nicht dagegen ankämpfen, denn er war nicht mehr stark genug, es zu wollen. Jede Nacht träumte er von grünen Wiesen, weithinschattenden Eichen, krystallnen Quellen, aus kühler, ummooster Felsschlucht entspringend; und wenn er dann erwachte und eine fremde Welt ihn umgab, die sonnverbrannte Ebene lechzend sich hindehnte, kein Baum den belaubten Gipfel wie zum Gruße neigte, kein Bach mit seinem Rauschen die stumme Öde belebte, da überkam ihn unüberwindliche, ich möchte sagen, physische Sehnsucht nach der Heimat. Er musste zurückkehren. Mit Mühe gelang es den Vorstellungen der Menschen, die ihn umgaben, ihn solange zurückzuhalten, bis er genugsam erstarkt war, die Anstrengungen der weiten Reise zu ertragen. Doch kaum hatte sich sein Zustand so weit gebessert, als er von seinem Gastfreunde dankend Abschied nahm und den Rückweg antrat, hoffnungs-

reich, wie ein Gläubiger, der zum Gnadenorte pilgert. Und diese Hoffnung log ihm nicht. Die Hindernisse ebneten sich vor seinen Füßen, der Raum schrumpfte zusammen, er betrat den Boden Europas wieder und die Schwelle des Felsenschlosses, das ihn in den Tagen des zerreißendsten Jammers, der begeistertsten Erhebung geschaut. Welches Wiedersehen! Welche durch Umarmungen unterbrochenen Fragen und Vorwürfe! Welches Freudenfest für die Langgetrennten! Georg warf sich an die Brust des Bruders so innig, so vertrauend, als wäre er gestern von ihm geschieden, mit so inbrünstiger Seligkeit, als habe er den Verlorengeglaubten dem Tode abgerungen. Der einzige Kummer, der trübende Schatten über sein Gemüth geworfen hatte, war nun verschwunden, die quälende Sorge um Zdenko von ihm genommen, und, als sollte nichts zu seinem Glücke fehlen, sah er Alma es theilen. Sie sprach es nicht aus; eine angeborne Scheu hinderte sie, was ihre Seele am tiefsten bewegte, in Worten zu offenbaren; aber was ihr Mund verschwieg, das strahlte aus ihrem Aug', das vibrierte in dem Tone ihrer Stimme. Sie hatten beide so große Angst gelitten und das lag nun hinter ihnen wie ein schwerer Traum, den sie dem Freunde lächelnd erzählten. Wonnetrunken ruhte Zdenkos Auge auf ihnen: Georg war zu kraftvoller Männlichkeit herangereift; Alma hatte gegen ihre fast herbe Jungfräulichkeit eine mildere Glorie eingetauscht und schien an seiner Brust zu ruhen, heiter und sicher, wie unter himmlischem Schutz. Ja, sie sind glücklich! rief es in Zdenkos Herzen, und dies Herz durchzuckte freudiger Stolz. Er durfte sich sagen, dass er auf die furchtbare Schicksalsfrage die rechte Antwort gefunden, dass er aus finsteren Wirren triumphierend hervorgegangen sei und mit der Gewalt seines Willens den Fluch in Segen verwandelt habe. — —

Zdenko war so lange abwesend gewesen, dass er

nun bei seiner Rückkehr verwunderliche Neuigkeiten in Menge erfuhr; die verwunderlichste darunter war, dass Gräfin Rugenau ihrem Vicomte nach England gefolgt war und nun im Begriffe stand, sich dort mit ihm zu vermählen. Alma schien dafür ziemlich gleichgiltig, von dieser Seite her konnte sie nichts mehr verletzen, sie hatte längst in ihrem Herzen ihre Mutter begraben. Georg war nahe daran, sich über diese Heirat zu freuen, welche die Gräfin in der Ferne festhalten sollte. Nicht als ob er befürchtet hätte, sie dürfte irgendeinen schädlichen Einfluss auf Alma ausüben; allein der Besuch seiner Schwiegermutter auf Föhrenbach im vorigen Sommer war ihm noch so lebhaft erinnerlich, dass ihm alles willkommen war, was eine Wiederholung desselben verhindern konnte. Das war eine Zeit gewesen! Vorerst hatte die Gräfin die Einrichtung des Schlosses abscheulich gefunden und mit modernem Rococokram ersetzen wollen; dann hatte sie den Plan zu einem immensen Park entworfen, in den Georg ohneweiters seine Felder und Wiesen verwandeln sollte; endlich war ihr die Einsamkeit unerträglich geworden, und man hatte aus nah und fern Gäste citieren müssen, die sie wenigstens insoferne unterhielten, dass sie an deren provinziellen Manieren und Anzügen ihren Witz üben konnte. Auf diese Weise waren vier Wochen vergangen; für Georg waren es vier Jahrhunderte gewesen. Er athmete nicht eher wieder frei, als bis die Gräfin in den Reisewagen stieg. Ihr Versprechen, bald wiederzukommen, hatte ihn aber seitdem beständig in heimlicher Angst erhalten, und eine wahre Last fiel ihm vom Herzen, als die Heirat seiner Schwiegermutter ihm die Gewissheit gab, er habe eine Wiederholung ihres Besuches wenigstens für die nächste Zukunft nicht zu fürchten. Nun war aber Georg mit einer ganz anderen ernsteren Sorge beschäftigt. Er scheute sich, eine vielleicht noch offene Wunde

mit roher Hand zu berühren, und doch hätte er so gerne gewusst, ob sie noch offen. Eines Abends, als die Brüder allein beisammen saßen, konnte er sich nicht mehr bezwingen und sagte: „Ich möchte wohl eine Frage an dich thun. Wär' ich nur sicher, dass du mich nicht missverstehen wirst."

„Du magst es darauf wagen, es wäre zum erstenmale."

„Nun denn, Zdenko, so magst du mir vergeben, wenn ich dich betrübe, aber es will mir keine Ruhe lassen; sag' mir, wie steht es mit deiner Liebe?"

„Mit meiner Liebe?" wiederholte Zdenko sehr erstaunt, denn er hatte auf das Märchen von seiner vorgeblichen Leidenschaft beinah vergessen.

„Du willst mir nicht antworten? Ach, dann, fürcht' ich, steht es traurig damit. Seid ihr völlig getrennt?"

„Nun ja, wenn du's so nennen willst," entgegnete Zdenko, sich besinnend, mit dem Wunsche, dies Gespräch baldmöglichst abzubrechen. Es widerte ihn an, die Lüge fortzusetzen.

Georg schüttelte den Kopf. Er liebt sie noch, dachte er, woher sonst seine Verwirrung? Ich wusst' es wohl: Was dieses starke Herz einmal erfasst, von dem wird es auch im Sterben nicht lassen.

Es ward als eine ausgemachte Sache angenommen, dass Zdenko längere Zeit auf Föhrenbach zubringen müsse, und er fand nicht den Muth, sich dessen zu weigern, so schmeichelnd und weich umschlang ihn der Anblick des von ihm gegründeten Glücks. Wenn Tod und Leben um einen Menschen stritten, und das letztere behielt die Oberhand, dann ist es nicht etwa eine dürftige Fortsetzung seines früheren, sondern ein neues Sein, was sich für ihn entspinnt. Ungeahnte Kräfte entfalten sich in ihm, längst verklungene

Stimmen ertönen wieder, und schöne Musengestalten, die bisher verhüllt neben ihm dahingezogen, lüften ihre Schleier. Und so gieng nun für Zdenko eine neue Welt auf. Seine Kindheit hatte er unter Fremden, seine Jugend im Gewühle der Menschen und Leidenschaften, aber immer gleich einsam verbracht; ein fürchterlicher Schlag hatte über sein Schicksal entschieden, ihn blutend abgeschnitten von aller und jeder Hoffnung, und ihm keinen andern Trost gelassen, als das erhabene Bild der Pflicht. Dann war er fortgestürmt auf ferne Irrfahrten, von denen er jetzt zurückgekehrt am heimatlichen Herd die Befriedigung fand, die er längst ins Fabelland verwiesen hatte. Nun erst lernte er den Segen beglückter Häuslichkeit kennen; er hatte früher nichts davon geahnt. Was er bisher empfunden, war brennende Leidenschaft gewesen, es befremdete ihn beinahe, dass Liebe sich auch auf andere Weise äußern könne. Georgs Glut war milder geworden im Bewusstsein des unentreißlichen Besitzes; Alma war sein Leben selbst, er war ihrer gewiss, wie des Herzens, das in seiner Brust schlug. Das begriff Zdenko, und auch Alma glaubte er zu begreifen, wie sie in ihrer ernsten Holdseligkeit neben dem Gatten blühte. Ein Verhältnis zwischen diesen beiden konnte von einem, wie es zwischen Alltagsmenschen besteht, nur den Namen haben. War doch Alma selbst in nichts mit anderen Frauen zu vergleichen! Tausende mochten sie an Schönheit übertreffen, ja selbst an Liebenswürdigkeit; denn liebenswürdig im gewöhnlichen Sinne des Wortes war sie nicht, dazu war sie zu schweigsam, zu scheu, zu tief in sich versunken; es stand ihr fast kein anderes Mittel zugebote, ihre innere Welt zu offenbaren, als nur die Sprache der Musik. Wenn sie aber am Flügel saß, das Haupt vorgebeugt wie eine lauschende Fee, das Antlitz

so bleich und geistig, als sei's vom Mondstrahle umflossen, mit den tiefen, dunkeln Augen in andere Welten blickend und in ihren Tönen Verheißungen aus dem Jenseits verkündend; da war sie keine Erdgeborene mehr, sondern ein Elfenkind, eine Peri, ein Engel.

Nein! dachte Zdenko in einem dieser Momente, nein, Alma! Du bist nicht das kalte Marmorbild, wofür die Welt dich nimmt, die, weil sie selbst nur Worte hat, nichts als Worte versteht, nicht den Seelenduft, der deinem Kelch, du reine Lilie, entsteigt! In der vergoldeten Gemeinheit, die dich umgab, hast du die Echtheit deines Wesens bewahrt, von tausend lockenden Stimmen unbeirrt, bist du nur der des Gottes in deiner Brust gefolgt. Weißt du, was du bist? Bist du dir selbst ein ungeahntes Räthsel? Klar und mild wallst du dahin, dass man dein Herz für den Wohnsitz des ewigen Friedens halten möchte, und dann ertönen wieder deine Weisen so stürmisch, so todesfroh, so wild begeistert, dass mich die Sorge beschleichen will, deine Seele sei nicht der stille See, der sie scheint, sondern ein Meer, das, wenn einst der Sturm losbricht, in furchtbarer Schönheit verderbend und entzückend das Geheimnis seiner Tiefen offenbaren, seine Schätze und Leichen an den Strand spülen, seine Wogen gegen Himmel schleudern wird. Aber der Sturm — ich will es gläubig hoffen — wird dir ferne bleiben; du wirst sterben, ohne zu wissen, welche Kräfte und Leidenschaften in dir lagen, du wirst aus dem Leben gehen, ohne seinen tiefsten Inhalt zu erfahren, und deine Augen werden sich schließen, ohne die dunkeln Wetterwolken zu sehen, die dein selbsteigenstes Wesen an deinen Horizont bannt. Gott erhalte dir den frommen Wahn, deine stille, friedenvolle Neigung zu Georg sei die höchste Blüte, deren dein Sein

fähig! — — Ja, es hätte sich vielleicht so gefügt, wenn er ihr nie erschienen wäre. Aber des Menschen Schicksal bricht herein, wie ein Räuber, in stiller Nacht, wenn er sich am sichersten glaubt. Und so erglühte eine verbrecherische Liebe in den zwei edelsten Herzen, die den Gedanken solcher Schuld nicht zu fassen vermochten.

Geschäfte nahmen Georgs Zeit häufig in Anspruch; in solchen Fällen pflegte Zdenko Alma auf ihren Ausflügen zu begleiten. Ihr Benehmen gegen ihn war nicht das einer Schwester gegen den Bruder; es lag etwas von scheuer Ehrfurcht darin. Weil sie ihm genugsam glich, um seine Größe zu begreifen, achtete sie sich nicht für seinesgleichen. Sie fühlte sich ihm tiefer untergeordnet und kaum würdig, seinen Worten zu lauschen. Doch war sie stolz; es sind aber eben nur stolze Naturen der wahrsten und tiefsten Demuth fähig.

Der Umgang mit Zdenko brachte eine wunderbare Entwicklung in ihr hervor; mit entzücktem Schreck empfand sie das stille Werden ihres Geistes. Alma war zu rein, um sich selbst zu beargwohnen, Zdenko zu sehr an Selbstbeherrschung gewöhnt, um nicht überzeugt zu sein, jeder Schlag seines Herzens müsse seinem Willen gehorchen. Keines von ihnen dachte daran, eine Neigung zu bekämpfen, die den Anschein der heiligsten Berechtigung trug. Das Einzige, das Alma über sich selbst hätte aufklären können, eine Veränderung ihres Gefühles für Georg, blieb ihr fern; denn hier trat keine neue Liebe an die Stelle einer früheren, sondern eine plötzlich mündig gewordene Seele sprach zum erstenmale. Mit unendlichem Wohlwollen hieng sie an ihrem Gatten; die Begeisterung, die sie für Zdenko empfand, war so gänzlich verschiedener Art, dass es ihr nicht

einfiel, zu besorgen, jenes Gefühl könnte dadurch eine Beeinträchtigung erleiden. Georg schien ihr der beste, edelste Mensch, Zdenko hingegen ein Halbgott, zu dem sie mit weihevoller Andacht emporblickte. Er besaß ihr tiefstes Vertrauen, doch währte es lange, bis sie den Muth fand, dies mit Worten auszusprechen. Als endlich ihre angeborene Schüchternheit vor seiner ernsten Milde gewichen war, da enthüllte sie ihm ihr tiefstes Gemüth, und entzückt las er in diesem kindlich-reinen und männlich-starken Herzen ein herrliches Gedicht Gottes.

Sie waren eines Morgens in den Wald geritten; es war im Frühling, duftige Keime glänzten im Sonnenlichte, alles war voll fröhlicher Verheißung. An dem Platz, wo sie gewöhnlich auszuruhen pflegten, angelangt, sprang Zdenko vom Pferde und half Alma von dem ihren. Sie setzten sich auf einen bemoosten Stein, den eine Buche überschattete.

„Wie es hier so schön ist!“ rief sie freudig.

„In dir ist es schön, darum verklärt sich die Welt vor deinen Blicken.“

„Nein,“ sagte sie mit anmuthigem Kopfschütteln, „ich bin ja stets noch dieselbe, die ich war, und früher gab es doch Zeiten, wo ich dumpf und stumpf an dieser Herrlichkeit vorübergehen konnte. Erkläre mir, wie das möglich war und warum es jetzt anders ist?“

„Freue dich dessen und frage nicht, warum. Wer sein Glück zergliedern will, der tödtet es. Sieh diese Bäume! Sie fragen nicht, warum sie Knospen und Blätter treiben. Es ist eben Frühlingszeit! Das ist Antwort genug.“

Er bückte sich, um einige Veilchen zu pflücken, die im Moose blühten, und reichte sie ihr hin. Sie fuhr leicht zusammen, gleich zwei dunkelhellen

Sonnen richteten sich ihre Augen auf Zdenko, und wie von einer großen Freude überrascht, stammelte sie: „Veilchen?! Und von dir mir dargeboten? O das ist schön!“

„Liebst du die kleine, blaue Blume so sehr?“

„Es hat damit eine ganz eigene Bewandtnis. Ich denke, jeder Mensch liebt sie, denn sie verkünden ja, dass Gott die Erde wieder zu Gnaden aufgenommen hat; für mich haben sie aber eine noch viel tiefere Bedeutung. Ich will dir erzählen. In meiner Kindheit, als ich so schwer krank war, dass man mir nur mehr den Weg zum Sarge leicht und freundlich machen wollte, da lag ich eine lange, endlos lange Nacht hindurch auf meinem Schmerzensbette. Mein armer Kopf glühte im Fieber; zu schwach zum Weinen, konnt' ich nur mehr ächzen und stöhnen. Gegen Morgen verfiel ich in starre Betäubung, die in Schlaf übergieng; man glaubte, es sei mein letzter, der Beginn des ewigen; dem war aber nicht so. Ich erwachte, ein Freudenschrei begrüßte mich, doch ich achtete auf nichts, als auf den frischen Veilchenstrauß, der auf meinem Bette lag. Vielleicht war er bestimmt gewesen, meine Leiche zu schmücken. Wie ich so seinen Duft einsog und mein Gesicht in seine weiche Fülle drückte, fühlte ich, dass ich nicht sterben würde, die Blumen brachten mir den Liebesgruß der Erde und sagten mir, dass sie mich nicht von sich lassen wolle. Ich kann dir nicht beschreiben, wie mir zumuthe ward; was mir auch Schreckliches begegnen könnte, ich glaube, ich hätte kein Recht, meinem Dasein zu fluchen, denn mir ist, als hätt' ich in jenem Augenblicke feierlich und freudig eingewilligt, weiterzuleben. Seitdem sind mir die Veilchen heilig, mystische Blumen, die mich liebevoll an die Süßigkeit des Lebens mahnen. Nie hätt' ich es vermocht, sie zu eitlem Schmuck ins Haar oder an

die Brust zu stecken. Nun muss ich diese Blume, die mir zum tiefsinnigen Symbol geworden ist, aus deiner Hand empfangen! Ist das nicht schön und begreifst du nicht meine Freude?"

„Du bist ein holdseliges Kind! Wie hast du's denn angefangen, so zu bleiben?"

„Bin ich dir so recht? O dann mögen die andern von mir denken, was sie wollen! Es kennt mich ja doch niemand als du."

„Und Georg?"

„Der liebt mich, ich weiß es wohl, und du weißt auch, ob ich's ihm vergelte. Aber sieh," fuhr sie leiser fort und neigte sich so nahe zu Zdenko, dass ihr Hauch seine Stirn streifte, „es hat sich zwischen uns doch nie so gemacht, dass mir ihm gegenüber das rechte Wort eingefallen wäre, um ein Seelengeheimnis zu benennen. Vielleicht würde er mich verstehen so gut wie du, allein ich — — Zdenko! Was wendest du dich plötzlich ab? Was wird dein Antlitz so finster?"

Mit ihren weichen, schmalen Händen ergriff sie die seine und sah ihm mit unerklärlicher Angst ins Gesicht. Er versuchte zu lächeln, es war vergeblich; brennend, verzehrend lag sein Blick auf ihr. „Gott im Himmel!" rief sie und griff mit der Hand nach dem Herzen, als wollte sie's beschirmen.

„Lass uns aufbrechen," sagte Zdenko mühsam, „Georg erwartet uns."

Wie eine Nachtwandlerin richtete sie sich empor. Zdenkos Hand zitterte, als er sie in den Sattel hob. Dann schwang er sich auf sein Pferd.

Sie waren im Begriffe, fortzusprengen, als Alma, sich besinnend, ausrief: „O meine Veilchen! Ich habe sie verloren!"

„Lass," versetzte er, und das Weh, das ihn umkrallte, war so wild, dass es ihn hart und rauh

machte, — „man muss auch ein Leben ohne Blumen ertragen lernen.“

Sie erwiderte nichts. Ohne ein Wort zu wechseln, kehrten sie nach dem Schlosse zurück.

Den ganzen Tag über mieden sie sich; Georg bemerkte es und fragte, was das bedeuten sollte? Almas Auge that schüchtern dieselbe Frage; denn sie handelte nur instinctmäßig, und das arme Herz wusste nichts von sich selbst. Ihr waren nur zwei Dinge deutlich und erinnerlich: Der wilde, Leidenschaft sprühende Blick, mit dem Zdenko sie angesehen, und dann der scharfe, schrille Ton, der wie ein Messer in ihre Brust gedrungen war. Namenloses Grauen befiel sie, wenn sie jener Momente gedachte, deren Gegensätze unvermittelt, weil unverstanden, ein Räthsel für sie waren. Sie horchte auf, als sollte sie ihre eigene Seele sprechen hören. Zdenko erwiderte: „Ich war heute physisch verstimmt und da, fürcht' ich, war ich schwach und roh genug, Alma unfreundlich zu begegnen.“

„Wenn auch! Ich glaube, dir ihre Vergebung zusichern zu können. Alma gehört nicht zu den Frauen, die da fordern: Man soll immer und ewig dasselbe angenehme Gesicht machen. Biet' ihr die Hand! Sie ist dir gewiss nicht böse. Nun? Was zögerst du? Auf Ehre, Zdenko! man sollt' vielmehr meinen, dass du ihr grollst. Umarmt euch lieber! Ich begehre es.“

Erblassend und verstummend standen sich beide gegenüber. Mehr als einmal hatte Zdenko auf ihre Stirn einen brüderlichen Kuss gedrückt, jetzt hätt' er es nicht mehr gewagt, denn es wäre nicht der Kuss eines Bruders gewesen. Wie jene tropische Blume, die jahrelang fahl und farblos steht und dann in einem Augenblicke glanzvoll erblüht, so hatte sein Empfinden plötzlich die Knospe zersprengt. Er liebte Alma nicht erst

seit heute, aber erst seit heute wusste er, dass er sie liebe. Auch ihr sagte ein dunkler Schreck, dass der Boden unter ihren Füßen einbrechen wolle. Regungslos, den Blick gesenkt, wie von einem unabänderlichen Schicksal bedroht, that sie keinen Schritt ihm entgegen, noch reichte sie ihm die Hand zum Zeichen der Versöhnung.

Georg begriff nicht, was hier vorgieng; kein Verdacht dämmerte in ihm auf; eh er seine Liebsten zu beargwohnen vermocht, hätte er den Glauben an sich und die Menschheit aufgeben müssen. Es war ihm nur peinlich, dass ein finsterer Geist sich zwischen sie gedrängt hatte, deren trauliche Eintracht bisher der schöne Abschluss seines eigenen Friedens gewesen war.

„Das wird zu arg!“ rief er und beider Hände fassend, legte er sie rasch ineinander. „Man muss Gewalt brauchen!“

Sie ließen es geschehen, mit abgewandtem Antlitz, mit Herzen, die einander zuflogen.

Früher als gewöhnlich zog Alma sich zurück. Wie ein gejagtes Reh nach dem schützenden Dickicht, sehnte sie sich nach einer Stunde einsamer Sammlung. Kaum konnte sie ihr Zimmer erreichen; dort warf sie sich todmüd auf das Ruhebett, ihre Augen schlossen sich und schauten nur mehr die innere Welt, die sich langsam dem Chaos entrang. Ihr war zumuthe, wie einer jungen Mutter bei der ersten Regung der Frucht ihres Leibes. In ihre eigne Vergangenheit blickte sie wie in ein fremdes Dasein zurück.

Die Brüder waren allein geblieben, Georg sichtlich verstimmt, Zdenko scheinbar ruhig, wie ein Wilder, der unter Martern stirbt. Dass er hier nicht länger bleiben könne und dürfe, stand klar vor seinem Geiste, aber sein Herz wusste nicht, wie es sich von dieser Stelle losreißen solle. Der Zufall schien für die Lösung zu sorgen. Als sie sich eben trennen wollten,

trat der vom nahen Postamte zurückgekehrte Bote ins Vorzimmer und brachte für Georg ein Paket mit, das dieser hastig öffnete. Es war von seinem Advocaten in Wien, der ihn von der üblen Wendung eines daselbst anhängig gemachten Processes benachrichtigte, ihm die darauf bezüglichen Documente überschickte und beifügte, seine, des Grafen, Gegenwart sei dringend nothwendig, um, wenn auch nicht den Gewinn des Processes, doch wenigstens einen erträglichen Vergleich zustande zu bringen.

„Das fehlte noch!“ rief Georg unmuthig.

„Was willst du thun?“

„Was kann ich thun, als mich in die Nothwendigkeit fügen? Ich muss nach Wien.“

„Du gehst ungern dahin?“

„Ich möchte ebenso gern nach Tombucto. Schon wegen Alma kommt mir die Reise höchst ungelegen; ihr ist Wien verhasst, und doch fällt es mir schwer, sie hier zurückzulassen, umsomehr, als sie mir seit einiger Zeit schwermüthiger als je scheint. Meine ganze Hoffnung ist darauf gesetzt, dass du indessen bei ihr bleiben wirst.“

„Ich habe andres im Sinne. Wie wär's, wenn ich statt deiner nach Wien gienge? Ich habe ziemliche Kenntnis von dem Gange der Geschäfte; wenn du mir die nöthigen Vollmachten gibst, kann ich dich der lästigen Reise leicht überheben.“

„Aber dann müssten wir uns ja trennen?“

„Das müssen wir endlich doch jedenfalls, ich kann ja nicht ewig hier bleiben. Meine Absicht war, in einigen Wochen nach Kärnten zu gehen, nun will ich früher aufbrechen und mich bei der Durchreise in Wien so lange aufhalten, als erforderlich, um deine Angelegenheit zu ordnen. Auf diese Weise brauchst du dir keinen Zwang anzuthun, und was mich betrifft, so wird mir das Opfer, dich etwas früher zu verlassen

als ich dachte, durch den Gedanken, dir nützlich zu sein, vergütet."

Nach einigem Hin- und Widerreden ward Zdenkos Erbieten von Georg angenommen. „Aber warum willst du dann nicht wieder zu uns zurückkehren?" fragte er.

„Weil ich doch auch sehen will, was sich während meiner langen Abwesenheit an meinem eigenen Herd begeben hat."

„Das kann so wichtig nicht sein."

„Immer wichtig genug, um es der Beachtung wert zu halten."

„Und wann kommst du wieder nach Böhmen zurück?"

„Ich hoffe, bald."

„Und ich baue auf dein Wort. Nicht wahr, du wirst mich nicht täuschen?"

„Das werd' ich nicht," versetzte Zdenko mit gepresster Stimme. „Doch nun gute Nacht, ich reise morgen früh."

„So große Eile hat es doch nicht. Schenk' uns noch einen Tag. Alma muss sich mit dir erst recht aussöhnen."

„Eben von ihr hätt' ich mir gern den Abschied erspart."

„Das würde sie dir nie vergeben. Du bleibst noch morgen."

„Ja, wenn du es so willst."

Er wäre lieber noch in derselben Stunde aufgebrochen, allein er fürchtete, durch so auffallende Hast in Georg den Verdacht der schrecklichen Wahrheit zu erwecken.

Dieser gefürchtete Tag gieng ruhiger vorüber, als er es erwartet hatte. Alma vernahm die Nachricht von seiner bevorstehenden Abreise, ohne Überraschung zu äußern; ihr Herz hatte ihr gesagt, dass sie ihn

verlieren werde. Sie überredete ihn nicht, zu bleiben, sie drang nicht in ihn wiederzukommen. Sie litt, aber sie liebte, und es ist die Liebe an und für sich ein so unermessliches Glück, dass alle Schatten und Trübungen ihre Herrlichkeit nur umso heller hervortreten machen. Zdenko verrieth sich nicht. Nach einer Nacht, die nur mit jener vergleichbar, in der er den Brief der todten Mutter gelesen, war Sammlung und Selbstbeherrschung in seine Brust zurückgekehrt. Er glaubte seiner gewiss zu sein. Sein Schmerz um Alma ward durch die Hoffnung gemildert, dass Zeit und Entfernung hinreichen würden, sie von einer Liebe zu heilen, die ihr selbst vielleicht noch nicht klar bewusst war. „Noch ist sie wie in einem Traume befangen," sprach er zu sich selbst, „und wie ein Traumbild wird das Erlebte in ihrer Erinnerung verschwimmen."

Er bedachte nicht, dass der Schmetterling seine Raupenhülle nicht wieder beziehen kann.

Der Abschied war kurz. Georg wollte den Bruder ein Stück Weges begleiten; er gieng zuerst hinunter, um noch einige Befehle zu geben. Alma blieb mit Zdenko allein.

„Leb' wohl, Alma!" sagte er, im Begriffe, ihm zu folgen.

„Du gehst wirklich!" rief sie, wie aus einem Traume erwachend. „Du gehst wirklich?" wiederholte sie und ihr Antlitz ward so geisterbleich, dass es Zdenko die Besinnung raubte.

„Fühle, dass ich muss!"

Ein dumpfer Wehlaut war ihre ganze Antwort.

„Mögen Gottes Engel dich behüten!" sagte er sanft.

„Zdenko!" rief sie wild auffahrend, „versprich mir, nicht zu sterben, bevor ich dich wiedergesehen!"

„Wenn wir uns einst freudig wiedersehen sollen, so lass uns jetzt entschlossen scheiden!“

Er riss sich los. Jetzt erst war es ihm, als ziehe er, ein ewig Heimatloser, in eine fremde Welt.

In scharfen, bestimmten Umrissen war seine Zukunft vor seinen Blicken gelegen; er hatte es als eine Unmöglichkeit betrachtet, dass sich an dem Gange, der seinem Schicksale vorgezeichnet schien, das Geringste verändern könne. Aus dieser ruhigen Zuversicht schreckte ihn nun eine Leidenschaft, wie er sie nun und nimmermehr zu fühlen gedachte. Er hatte geglaubt, jedes menschliche Bedürfnis von sich abgestreift zu haben und jetzt, da ihm der Sieg schon errungen schien, jetzt kam die Liebe unbezwinglich, dämonisch, stark, wie ein Element, das langgehegte Menschenwerk zerstörend. Sein Stolz war gebrochen, seine Seele namenlos gedemüthigt; er hatte gemeint den Mächten des Himmels und der Hölle widerstehen zu können, und nun konnte er nicht seinem Herzen gebieten, dass es nicht in heißer Regung aufwalle, wenn das Bild des geliebten Weibes vor ihn trat. Mit bittrem Hohne gedachte er der Zeit, wo er sich für unverletzbar, für unüberwindlich gehalten hatte, und mit Entsetzen gestand er sich, dass er von sich selbst zu groß gedacht.

„Ja! Du warst edel und herrlich,“ sprach er voll zerreißenden Spottes, „so lange du nur Opfer zu bringen hattest, die deinem Stolze schmeichelten, du warst erhaben und großmüthig, so lang du dich mit Geld und Gut abfinden zu können glaubtest, und deine Hand schien dir rein, weil sie sich nicht mit Schätzen befleckte, die dir innerlichst gleichgiltig waren. Das war deine wohlfeile Tugend! Da brauchtest du nicht an dein Herz zu greifen, um es zu zerdrücken, da gab es keine Frage, die dir tödtend in die Seele schnitt. Warum wendest du dich jetzt ab und weigerst

dich, den Kelch zu leeren, den du vermessen an die Lippen gesetzt? Du armseliger Held, der mit seinen Waffen nur zu prunken verstand und sie von sich warf, als es galt, ihre Schärfe zu prüfen! Deine Entsagung war ein eitles Gaukelspiel, deine hochtönenden Worte verstummen nun, da man nicht dies oder jenes Gut des Lebens, sondern dein Leben selbst von dir fordert, und du weißt weiter nichts, als dass du elend, unsäglich elend bist!"

Man behauptet immer, nur die Jugend kenne die wildesten, feurigsten Schmerzen; dem mag so sein, aber die bittersten, zerstörendsten kommen erst in spätern Tagen, wenn die Seele sich selbst misstraut, wenn ihre Ikarusflügel am heißen Mittag geschmolzen sind. In der Jugend ist man stolz auf seine Schmerzen, man schmückt sich mit ihnen wie mit einem verklärenden Kleinod; später lernt man sie fürchten und sie verbergen wie eine unauslöschliche Schmach. Selbst im Momente der Verzweiflung baut die Jugend unwillkürlich noch auf die Zukunft; aber wenn diese mehr und mehr zusammenschrumpft und die Vergangenheit aufschwillt wie ein reißender Strom, dann treibt ein marternder Instinct den Menschen, mit den wenigen Stunden, die ihm noch übrig bleiben, zu geizen, und es befällt ihn ein qualvoll grässliches Verlangen, nicht aus dem Leben zu scheiden, ohne sein Süßes gekostet zu haben. Dann kommt die Liebe, es kommt das Glück, flüsternd: „Ergreife mich, eh ich dir auf ewig entschwebe." Und versucht man es, bei Tage diese Erscheinungen durch Gebote und heldenmüthige Vorsätze von sich zu bannen, so drängen sie sich nachts in die Träume, den festen Bau des Geistes zerrüttend und umstürzend. O es sind furchtbare Zeiten! — Zdenko griff nach dem Einzigen, was ihm Rettung zu bieten schien: Er strengte seinen Körper dermaßen an, dass der Geist des Werkzeugs entbehrte, um ihn

zu foltern. Er arbeitete, als sollte seiner Hände Werk ihm Brot verschaffen. Ihm war am wohlsten, wenn er, bis zur Erschöpfung ermüdet, abends in sein Zimmer zurückkehrte, zu matt, um noch ein Glied zu regen oder einen Gedanken auszudenken. Mit Schrecken sah er dem nächsten Winter entgegen, er wusste nicht, wie er diesen überdauern sollte. Vielleicht wäre er dennoch mit sich fertig geworden, wenn nicht ein Gedanke ihn in quälender Spannung erhalten hätte: wie stand es mit Alma? Er wusst' es nicht, denn sie schrieb ihm keine Zeile, und was Georg ihm von ihr meldete, war unzureichend und der verschiedensten Deutungen fähig. Nur eines gieng aus diesen Berichten mit Bestimmtheit hervor: ihre Gesundheit war angegriffen.

Georg schrieb:

„Die krankhaften Erscheinungen sind zwar nicht der Art, dass sie bei den Leuten vom Fach ernste Besorgnisse erregten, mich aber beunruhigen sie mehr, als ich dir sagen kann. Ich finde Alma ungemein verändert; sie klagt nicht, aber ihr erloschnes Auge, ihre abgemagerten Hände, sagen mir nur zu deutlich, was sie mir entweder verschweigen will, oder selbst nicht ahnt. Ganz trostlos macht es mich, dass ich so gar nichts für sie thun kann; sie unterwirft sich geduldig jeder Anordnung, die ich in ihrem Interesse treffe, aber es ist unverkennbar, dass sie es nur thut, um mich nicht zu betrüben und nicht, weil sie daraus Gewinn für sich hofft. Ich war zu glücklich. Es musste etwas geschehen, das mich daran erinnere: Ich sei nur ein Mensch."

Und in einem spätern Briefe hieß es:

„Komm, Zdenko! Komm zu uns! Deine Nähe wird mir Rath und Trost bringen. Alma welkt dahin, mir ist, als wenn das Herz in meiner Brust aufhören sollte zu schlagen. Ich bedarf deiner. Dies Wort —

ich bin dessen gewiss — wird dich wie eine Sturmglocke zu mir herrufen."

Zdenko antwortete: „Du täuschest dich, wenn du glaubst, meine Nähe könne für irgendjemand zum Nutzen sein. Ich bin kein Arzt, weder des Leibes, noch der Seele. Wenn du wüsstest, wie mir selbst zumuth ist, würdest du nicht Hilfe von mir erwarten. Suche sie dort, wo sie zu finden ist, und dann sag' es mir, auf dass ich sie suche."

Almas Leben verzehrte sich langsam, nicht in Kampf, sondern in stiller, geheimer Verblutung. Sie konnte nicht genesen, denn ihr war die Kraft benommen zu wollen.

Da ward eine Reise nach Italien in Vorschlag gebracht, die Luft des Südens sollte diesen hinsterbenden Organismus wiederbeleben. Rom ward zum Aufenthalte für den nächsten Winter ausersehen. „Bist du's zufrieden, meine Alma?" fragte Georg schmeichelnd.

Sie nickte. Es war ihr gleichgiltig, an welchem Orte sie die Bürden, unter denen sie zusammenbrach, von sich werfen sollte.

„Und weißt du," fuhr Georg fort, indem er sie wie ein liebes, krankes Kind an die Brust zog, „weißt du, was wir dabei noch thun wollen? Wir gehen über Venedig, da führt uns der Weg über Kärnten und wir überraschen Zdenko mit einem Besuche."

Zum erstenmale seit langer Zeit entfuhr ihrem Auge wieder ein Strahl wie aus verlornem Paradies, und entzündete in Georgs Brust eine frohe Hoffnung. So gab es doch noch etwas, das sie aus ihrer Apathie aufzurütteln fähig war!

„Ja, wir gehen nach Nidek," wiederholte er; „dort wollen wir eine Weile ausruhen. Du kannst ja doch

die lange Reise nicht in einem Zuge machen. Wie wird Zdenko sich freuen!"

„Nein," sagte sie schwach, „er liebt es nicht gestört zu werden."

„Du versündigst dich an ihm. Allerdings liebt er es nicht, wenn Fremde sich in den Kreis drängen, den er um sich gezogen; aber wir stehen ja doch nicht außerhalb desselben, uns findet er, wenn er in sein Inneres blickt. Es bleibt dabei, wir gehen nach Nidek, und nicht eher soll Zdenko davon erfahren, als bis er uns vor sich sieht."

Dies Vertrauen, diese Freudigkeit scholl wie die Stimme des Gerichts durch Almas Herz. Sie wollte sich ihrem Gatten zu Füßen werfen, ihm alles bekennen, ihn anflehen, sie vor sich selbst zu retten; aber ihre Zunge war gelähmt, ihre Hand war nicht fest und grausam genug, diese Brandfackel in sein Gemüth zu schleudern. Sie wusste, dass Zdenko sein Abgott, dass der Glaube an sie ihm nothwendig wie Luft des Lebens. „Nein!" dachte sie, „ihn meuchlings im Schlafe zu ermorden, wäre milder und besser, als ihm Dolch auf Dolch ins Herz zu bohren und dabei zu sagen: Siehe! sieh, welche Hand dir die Todeswunde schlägt!"

Sie schwankte einen Augenblick, ob sie nicht an Zdenko schreiben, ihn von Georgs Vorhaben in Kenntnis setzen, ihn beschwören solle, Nidek für einige Zeit zu verlassen. Schon hatte sie die Feder ergriffen; aber da trat die theuere Gestalt vor sie hin und ihre Entschlüsse wichen. „Nein! ich kann nicht, ich kann nicht!" sagte sie, das Blatt zurückschiebend. „Gott, erbarme Dich meiner! Verfüge Du, was mit mir geschehen soll! Ich werde willenlos, klaglos mein Haupt beugen, aber fordre von mir keinen Entschluss, keine That, denn ich bin nichts als arm und krank und elend. Strafe mich für mein Unglück, wenn Deine Gerechtigkeit es so erheischt!"

Mit aller Hast, die seine Liebesangst ihm einflößte, betrieb Georg die Anstalten zur Abreise. Der Herbst war bereits angebrochen, man durfte nicht zögern, wenn der Eintritt der schlimmen Jahreszeit die Reise nicht erschweren sollte.

Zdenko ahnte nichts von der Erschütterung, die ihm bevorstand. Wie gewöhnlich saß er eines Abends einsam in seinem Zimmer, ein Buch vor sich, den Kopf seines Hundes auf seinen Knieen, als sein alter Diener hereintrat und ihm meldete, ein Besuch sei im Anzuge.

„Das ist nicht möglich," sagte er gleichgiltig. „Seit ich hier bin, hab' ich keinen Besuch gemacht, hab' also auch keinen zu erwarten. Vermuthlich ist es der Bote, der von Klagenfurt zurückkehrt. Das geschieht ja jeden Dienstag."

„Martin ist schon seit einer Stunde zurück," versetzte der Alte. „Auch ist es kein Karren, sondern ein stattlicher Wagen; das merkt man an dem leichten Rollen der Räder."

„In der That!" rief Zdenko nach kurzem Aufhorchen. „Seltsam! aber mich betrifft es doch gewiss nicht."

„Wenn's nun aber doch Gäste wären? Ja, ich habe recht; da bläst der Postillon."

Zdenko entgegnete kein Wort; er sprang auf und eilte die Treppe hinunter. „Sie sind's!" rief er mit erstickter Stimme, indes seine Hand krampfhaft das Geländer umklammerte.

Georg sprang aus dem Wagen. „Mein Bruder! Mein Bruder!" rief er, ihn mit beiden Armen umschlingend. „Weil du nicht zu uns wolltest, sind wir zu dir gekommen. Komm, Alma! Hilf ihr doch aus dem Wagen, Zdenko!"

Kaum wissend, was er that, fasste Zdenko sie in seine Arme; die zarte Gestalt war leicht wie die

eines Kindes. Er trug sie die Treppe hinauf; im kerzenhellen Zimmer angelangt, schlug er den schwarzen Schleier zurück, der ihr Antlitz deckte, und presste ihre Hände an seine Brust, in der dieser Moment die Grenzen zwischen Himmel und Hölle vertilgt hätte.

„Georg! wo ist Georg?“ rief Alma außer sich.

Zdenko verstand ihre Angst; er ließ sie los und trat zurück. Georg kam herein, die nächste Viertelstunde brachte alles zur Sprache; er war so glücklich, seinen Bruder wiederzusehen und mit sich selbst beschäftigt, dass er die Umwandlung, die nach und nach in Zdenko vorgieng, nicht bemerkte.

„Ihr wollt nach Rom?“ fragte dieser nach einer Pause, um nur etwas zu sagen.

„Ich will noch ganz andres,“ versetzte Georg heiter; „ich will dich bewegen, uns dahin zu begleiten. Was meinst du dazu? Du schüttelst den Kopf, als wenn ich dir Unausführbares vorschlüge? Lass mich nur machen! Wir bleiben einige Tage in Nidek; während dieser Zeit will ich dich dermaßen quälen, bis du mir aus Überdruss zusagst. Ich kenne deine einsiedlerischen Gewohnheiten: es fällt dir schwer, ihnen zu entsagen, aber ist es einmal geschehen, so dankst du dem, der dich ihnen auf eine Weile entriss. Wir sprechen noch davon.“

„Jetzt ist auf keinen Fall der geeignete Moment dazu, denn Alma scheint müde und der Ruhe bedürftig.“

Schnell ward ein Zimmer für sie in Bereitschaft gesetzt; Georg begleitete sie, bald kehrte er wieder zurück. Der Freudenschimmer auf seinen Zügen war dem Ausdrucke der Besorgnis gewichen.

„Nein,“ sagte er bekümmert, „es geht nicht, wie es gehen sollte.“

„Ist Alma denn wirklich so ernstlich krank?“

„Kannst du sie sehen, und daran zweifeln?“

Er wusste nicht, dass Zdenko im Momente des

Wiedersehens nichts bemerkt, für nichts Sinn gehabt, als für das Licht, das ihm aus ihren Augen tagte, für das Lächeln, in dem ihre Seele auszuduften schien. Für ihn war sie nicht verändert, denn es sah sie nicht sein Auge, sondern sein Herz.

Am nächsten Morgen konnte Alma ihr Zimmer nicht verlassen; selbst Zdenko durfte es nicht betreten. Ihre Absicht errathend, drang er in Georg, nicht länger in Nidek zu bleiben, als dringend nöthig, um sie zur Weiterreise zu erkräftigen. „Inzwischen wollen wir sie ruhig lassen," fügte er hinzu. „Erschöpft, wie sie ist, wird ihr alles zur Anstrengung."

„Ich möchte sie ja nur zerstreuen."

„Schonung thut ihr mehr noth als Zerstreuung."

„Sie ist trübsinnig genug."

„Ja, weil sie krank ist. Mit ihrer Gesundheit wird auch ihre Heiterkeit wiederkehren."

Immer schwüler, immer drückender ward die Atmosphäre, die sich um die einem finstern Geschicke verfallnen Menschen legte. Ängstlich mieden sich ihre Blicke, aber ihren Herzen konnten sie nicht wehren ineinanderzuschauen; sie sahen sich nie allein, kein Wort, das auf Liebe auch nur hingedeutet hätte, kam über ihre Lippen, doch eines hörte des andern Pulse schlagen. Alles drängte unaufhaltsam der Entscheidung zu.

Und jetzt, wo die Erfüllung des drohenden Verhängnisses so nahe war, wo der dem Ausbruche nahe Vulcan schon den Boden unter ihren Füßen dumpf erdröhnen machte und alle Pforten des Heils hinter ihr donnernd zugefallen waren, jetzt befiel die unglückliche Frau ein wahnsinniges Verlangen nach Rettung. Sie wollte fliehen und bedachte nicht, dass sie, in unzerreißbaren Schlingen liegend, beim ersten Schritte hinstürzen müsse. Ihre Apathie wich einer wilden

Heftigkeit; sonst hätte sie mit sich geschehen lassen, was man zu verfügen für gut fand; jetzt bestand sie mit verzweiflungsvoller Hartnäckigkeit auf der Weiterreise, sie wollte so schnell als möglich diesen Ort verlassen; nur Italien, sagte sie, könne ihr Heilung gewähren. Georg war froh, sie nur etwas wollen zu sehen; ihrer Befriedigung opferte er seinen Wunsch, noch einige Tage in Nidek zuzubringen, gern auf. In zwei Tagen sollten sie aufbrechen. Zdenko hatte sich durch das Versprechen, ihnen im Laufe des Winters nach Rom zu folgen, losgekauft. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, dass er entschlossen war, dies Versprechen nicht zu halten. Trostlos bemüht, etwas zu ersinnen, das die Stunden ausfüllen und ihn von Alma entfernt halten konnte, hatte Zdenko für den der Abreise vorangehenden Tag eine große Jagd angeordnet; diese sollte in so früher Morgenstunde beginnen, dass man es für nöthig hielt, sich am Abend vorher früher als gewöhnlich zu trennen. Zdenko konnte nicht schlafen; auch war für ihn der Schlaf keine Erquickung, denn das Erwachen machte ihn, aus dem Reiche der Träume geschmettert, zur Erde niederstürzen. Er suchte sich zu beschäftigen und vermochte es nicht. Fremde Gedanken sollten ihn vor den eigenen schützen, er gieng, um sich ein Buch aus der Bibliothek zu holen. Diese stieß an den Salon, den eine Tapetenthür mit Almas Zimmer verband. Ein Licht in der Hand, trat er leise und behutsam ein; wie vom Donner gerührt, blieb er auf der Schwelle stehen. Alle Lampen waren ausgelöscht, bis auf eine, und bei diesem ungewissen Dämmerscheine schwebte Alma, wie ein irrer ruheloser Geist, in dem weiten Raume auf und nieder.

Auch ihre Augen hatte der Schlaf geflohen, sie hatte es nicht vermocht, sich auf ihr Lager, das ihr den Eindruck eines Katafalks machte, hinzustrecken,

ihr enges Zimmer war ihr wie ein Sarg erschienen, und von der innern Pein aufgestachelt, hatte sie die nächtliche Wanderung begonnen, die Zdenkos Eintritt jetzt unterbrochen.

„Du hier!“ rief er außer sich. Das Licht entfiel seiner Hand, er wollte fort und blieb doch wie an diese Stelle gebannt.

„Du hast recht,“ sagte sie kaum hörbar, „ich habe mich hier verspätet. Es ist Zeit zur Ruhe. Gute Nacht!“

Ohne ihn anzublicken, schritt sie der Thür zu, die nach ihrem Zimmer führte. Mit starrem Aug' und stillstehendem Herzen sah Zdenko ihr nach. „Alma! Alma!“ rief er unwillkürlich, als sie die Schwelle erreicht hatte.

Sie kehrte um und kam langsam zurück. Dann sank sie auf einen Stuhl; Zdenko warf sich auf ein Kissen zu ihren Füßen. Beide schwiegen. „Weißt du,“ sagte sie nach einer Pause mit herzzerreißendem Lächeln, „weißt du, wann wir das letztemal so beisammensaßen?“

„Ja. Es war in unsres Friedens letzter Stunde.“

„Siehst du nun, wie sich mein Veilchenglauben bewährt hat? War's nicht ein neues Leben, das du mir mit ihnen botst?“

„Den Tod hab' ich dir geboten, nichts als den Tod!“ versetzte er dumpf.

„Ich danke dir für dein Geschenk. Sieh, Zdenko! ich dachte nicht, dass wir uns je so begegnen würden, und — — was starrst du in die Nacht hinaus?“

„Ich möchte die Sterne fragen, ob sie, seitdem sie leuchten, ein Unglück sahen, größer als das unsre.“

„Und warst du glücklich, ehe — —“ sie vermochte nicht zu vollenden.

„Nein, das war ich nicht. Meine Brust blutete aus heißen Wunden, aber ich trug sie stolz, mit herber Wollust, denn nur die Hand des Schicksals hatte sie

mir geschlagen, und meine Seele blieb ungebeugt, wenn auch mein Herz verzagen wollte. Jetzt ist es anders! Der grimmige Vorwurf hält mich wie eine Schlange umstrickt, mein Stolz ist dahin und Reue ist fortan die Gefängniskost meines Lebens."

„Dann bist du besser, als ich!" sprach sie düster, „ich kann nur leiden und weinen, bereuen kann ich nicht."

„Was sollst du auch bereuen? Dir ist nur Schmerz, mir sind Schmerz und Schuld zugefallen!"

Vom Anblicke seiner Verzweiflung überwältigt, beugte sie sich über ihn, ihre Thränen fielen auf seine Hand.

„Alma!" rief er, sie heftig umschlingend, „weißt du denn auch, wie grenzenlos ich dich liebe?"

Sie entwand sich seiner Umarmung nicht. „Weh' mir," stöhnte sie, „dass ich es weiß! O, dass es zu spät kam! Dass diese Liebe, die von Gott bestimmt war, uns himmelwärts zu leiten, uns nun tief, unrettbar tief hinabziehen muss in Jammer und Schmach! Meine Seele hat die Zukunft früher errathen als die deine; jetzt weiß ich, dass ich dich schon liebte, als du mir noch fremd und kalt gegenüberstandst. Hätt' ich mich damals verstanden, wir wären nicht so unsäglich elend. Aber du hattest keinen Blick für mich, und erst meine Glut hat die deine entzündet."

„Meinst du, du armes bethörtes Kind? Willst du wissen, wie mir zumuthe war? Wie einem Menschen, der dunkel ahnt, er stehe am Rande eines Abgrunds und die Augen schließt, um nicht vom Schwindel hinabgerissen zu werden. Und weil er die Augen schließt, stürzt er beim ersten Schritte in die Tiefe. Ich habe dich geliebt, eh du noch Georgs warst; ich habe dich geliebt, als ich ferne Welttheile durchirrte, und Liebe zu dir war's, die mich nach der Heimat rief, um hier mein Schicksal zu vollenden."

„Was nennst du so?“

„Diese Stunde ist Vollendung. Und wenn Jahrhunderte sich endlos vor uns dehnten, was könnten sie uns noch bringen?“

Er stand auf; bewusstlos hielt sie ihn noch immer umfasst. Sie war wunderbar schön, die großen, dunkelhellen Augen wie in Verzückung auf ihn geheftet, das Antlitz von der Fülle des schwarzen Haars umwogt, die Lippen halbgeöffnet, wie in sehnendem Durst. Seine Sinne flammten empor, übermächtig, nicht zu bändigen, wie Sclaven, die ihre Kette zersprengen. Sie wollte sich aufrichten; er zog sie fester an sich. In einem Kusse schlugen alle Flammen ihres Lebens zusammen.

Beim ersten Tagesgrauen war das ganze Schloss in Bewegung. Pferde und Hunde wurden vorgeführt, die Jäger versammelten sich im Hofraume, die Gewehre wurden untersucht und geladen. Bald kamen auch die beiden Brüder, Zdenko in einen grauen Mantel gehüllt und die Mütze so tief ins Gesicht gedrückt, dass seine Züge nicht zu unterscheiden waren. Mit unsicherer Stimme grüßte er Georg, ohne ihm den gewohnten Handschlag zu bieten. Dann trieb er zur Eile an, und unter weithin schallendem Hörnerklange gieng es dem Walde zu. Alma vernahm diese Töne. Mechanisch setzte sie sich in ihrem Bette auf und horchte hin, bis sie in der Ferne verklangen. Als sie ganz verstummt waren und Alma nichts mehr hörte als den Schlag ihres eigenen Herzens, war ihr, als fiele ein Sargdeckel über ihr zu. Sie war allein mit dem Bewusstsein ihrer Schuld.

Sie weinte nicht, sie betete nicht. Mit verschränkten Armen und festem Blicke ließ sie ihr Leben an sich vorübergleiten.

Sie erinnerte sich an die Zeit, wo sie, von ihrer stolzen Reinheit getragen, über einer Sündflut von Gemeinheit wie Noahs Taube geschwebt hatte, und wie das, was sie damals als Liebe bezeichnen gehört, in ihr nichts geweckt, als dunkle Scheu, in der sich ihr Herz verschloss enhatte. Sie passte nicht zu dem Kreise, in den sie durch Zufall ihrer Geburt war geworfen worden. Kalt und theilnahmslos verweilte sie darin, denn ihr Herz war zu stark, zu heiß, zu wahrhaft, um sich aufzuthun für diese geschminkten Freuden und sorgfältig drapierten Schmerzen. Da war ihr Georg erschienen, mit seinem tiefen, weichen Gemüthe, mit der Liebe, die wie mildes Frühlingslicht ihr Leben durchdrang. Freudig erkannte sie seinen Wert, was er Edles besaß, klang ihr wie eine verwandte Stimme entgegen, er flößte ihr unendliches Wohlwollen ein, aber übermeistern, widerstandslos mit sich fortreißen, konnte er sie nicht, denn ihre Natur war gewaltiger als die seine. Sein Inneres war ein krystallklarer See, in ihr wogte die Unermesslichkeit des Oceans. Aber was wusste sie damals von sich selbst? Wie konnte sie, die sich in der Gegenwart noch nicht begriff, ahnen, was die Zukunft in ihrem Schoße barg? Man muss bereits viele Entwicklungen durchgemacht haben, um zu wissen, dass alles, alles nur Übergang. Die Jugend glaubt, wie es ist, so muss es ewig bleiben. Auch Alma glaubte, dass sie nie einer heißerrn Empfindung fähig sein werde, als sie Georg zollte. Man hatte sie so oft kalt genannt, dass sie sich gewöhnt hatte, sich als eine unvollständige Organisation zu betrachten, der der stürmische Aufschwung des Gefühls versagt geblieben. Georg war ihr theuer, weil er sie so gelten ließ, wie sie war oder vielmehr wie sie zu sein glaubte, weil ihre sanfte Neigung hinreichte, ihn zu beglücken, weil er nicht von ihr forderte, was zu gewähren nicht in ihrer Macht stand. Sie sagte sich

ihm im Geiste zu, er sollte die Fesseln ihrer Verhältnisse lösen. So stand es, als sie Zdenko zum erstenmale sah. Sie wusste nicht zu erklären, warum dieser Mensch, von dem Georg ihr so oft mit schwärmerischer Begeisterung gesprochen hatte, angstvolle Scheu in ihr hervorrief. Es war die Prophetenstimme ihres Herzens, das sein Verderben ahnte. Alma suchte es sich auf andre Weise zu deuten; sie sagte zu sich selbst: Er ist zu ernst, zu streng, als dass es möglich wäre, sich ihm vertrauend anzuschmiegen. Man kann seines Lächelns nicht froh werden, denn es ist doch immer, als wüsste sein Herz nichts davon. Als er es versucht, sich ihr zu nähern, durchzuckte sie's wie ein Blitzstrahl: Wie, wenn er dich für sich gewinnen wollte? Sie stand erstarrt. Die Gräfin führte sie zur Fassung zurück, indem sie ihr deutlichst zu verstehen gab, Zdenko habe Absichten auf sie und der reiche Majoratsherr sei die trefflichste Partie, die sie finden könne. Nun wallte alles auf, was an schönem Zorn, was an edler Entrüstung in ihr war. Wenn der Bruder dem Bruder falsch sein konnte, so wollte sie getreu und echt sein. Dieses Entschlusses voll, rankte sie sich fest und fester an Georg, der ihr umso werter ward, je unverantwortlicher sie ihn beeinträchtigt glaubte. Zdenkos Erklärung löste diese Wirren, sie wären besser ungelöst geblieben; denn von nun an sah sie ihn von einem Nimbus verklärt, der ihre frühere Furcht in Ehrfurcht verwandelte. Ihr Leben schien ihr zu gering, um ihm das Unrecht abzubitten, das sie ihm in Gedanken gethan. Jetzt erst lüftete sie mit leiser Hand die Schleier, in die seine Seele gehüllt war; sie sah Wunden und ihr eigen Herz blutete mit, sie erkannte, dass er so gut wie groß, und sie liebte ihn, die Macht seines Geistes riss sie im Sturmesfluge mit sich fort, und sie war selig, einen Menschen gefunden zu haben, vor dem sie das Haupt in Demuth beugen konnte.

Alles trug dazu bei, den Unglücklichen über sich und ihr Geschick zu täuschen. Sie glaubte noch Georgs Gattin, Zdenkos Schwester sein zu können, während eine schrankenlose, himmelstürmende Liebe sie von jenem auf ewig trennte, mit diesem auf ewig vereinte.

Was eine solche Liebe an dämonischen Wonnen, grimmigen Qualen und vernichtenden Schrecken hat, sie hatte es durchgekostet, ehe noch das Bewusstsein der Wahrheit sie mit seinem grellen Lichte überflutet hatte. Es kam auch dieser Moment. Noch blieb ihr ein Schutz, ein Schirm: sie wollte nur leiden, nicht sündigen.

Nun war ihr auch diese letzte Stütze entrissen; sie konnte nicht mehr leben. An Georgs Seite leben, herabsinken in den Schlamm der Lüge und Heuchelei, erbärmlich werden, wie jene Frauen, die sie am tiefsten verachtete, oder schamlos alte Bande zersprengen, zu Georg sagen: Lass mich ziehen! Lass mich handeln, wie mein sündiges Herz es begehrt? Eins war unmöglich wie das andre. Die Erde hatte keine Zufluchtsstätte mehr für sie, als das Grab. Sie stand auf und ließ sich ankleiden. Die Sonne schien warm und hell. Langsam gieng sie durch die Gänge des Parks. Manchmal blieb sie stehen und schaute auf das Schloss zurück, das aus dunkeln Baumgruppen silbern hervorblickte. „Ja," sagte sie leise, das Haupt wiegend, „als ich herkam, hatt' ich wohl das Gefühl, ich sollte diesen Ort nicht wieder verlassen."

Und sinnend gieng sie weiter.

Am Ende des Parks war ein großer Teich; eine Gondel lag am Ufer angekettet. Sie löste die Kette, bestieg das kleine Fahrzeug und lenkte es der Mitte des Teiches zu. Als sie diese erreicht hatte, erhob sie sich und sprang heftig auf das eine Ende des Schiffchens, das, sein Gleichgewicht verlierend, umschlug und der feuchten Tiefe das Opfer überantwortete. Über

die Oberfläche des Wassers zitterten weite Kreise, aber sie glätteten sich wieder, die Sonne warf ihre Goldlichter darauf und die Vögel sangen, als wäre nichts geschehen. Still und einsam, wie Almas Leben gewesen, war auch ihr Tod.

Wenige Stunden später brachte man Zdenkos Leiche ins Schloss zurück. Im tiefen Waldesgrunde hatte man ihn mit zerschmetterter Stirn unter einem Baume liegend gefunden; die Erklärung, sein Gewehr sei zufällig los- und der Schuss ihm durch den Kopf gegangen, lag zu nah, um nicht jeden Argwohn zu verbannen. Er war zufällig verunglückt, wie es ja auch nur ein gräßlicher Zufall war, der Alma den Tod gegeben hatte.

Glaubte es auch Georg? Er wollte es glauben. Es gibt Gedanken, die man sich zwingt, als wahnsinnig zu betrachten, weil sie sonst zum Wahnsinn führen müssten. Er verließ den Ort, an dem alles zurückblieb, was er je auf Erden geliebt. Die Schuld der Mutter ist gesühnt durch das Elend der von ihr Gebornen.

Anna.

—

In einer kleinen preußischen Stadt lebte vor mehreren Jahren ein Mann, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schien, in all seinem Thun und Lassen die Tüchtigkeit des deutschen Bürgerthums zu repräsentieren. Es herrschte nur eine Stimme darüber, dass es keinen braveren, thätigeren Mann, keinen besseren Hausvater geben könne, als der Schlossermeister Wilhelm Tietze einer war. Einige böse Zungen meinten freilich, die Tugenden des Vielgerühmten wurzelten vornehmlich in seinem ungemessenen Hochmuth und das Bewusstsein, sich die allgemeine Achtung erworben zu haben, sei ihm der mächtigste Sporn, sich dieselbe um jeden Preis zu bewahren. Auf solche Zuflüsterungen erwiderten jedoch die Wohlmeinenden mit Recht, dass es den Menschen nicht zustehe, über innere Beweggründe, die ja doch jedem sterblichen Auge verborgen bleiben, zu urtheilen, und dass hier, wie überall, das untrügliche Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen," seine Anwendung finde. Dass Tietze in der Berücksichtigung fremder Meinung zu weit gieng, dass es ihm um den Schein nicht minder zu thun war, konnte freilich nicht geleugnet werden; doch welcher Mensch ist ohne Fehler, und hat eine Schwäche, die zum Guten drängt und treibt, nicht gegründeten Anspruch auf Nachsicht? Es gesellten sich auch noch manche Umstände hinzu, um die über-

große Empfindlichkeit von Tietzes Ehrgefühl zu entschuldigen: durch eigene Kraft hatte er sich zum wohlhabenden, angesehenen Manne emporgeschwungen, was er war und besaß, verdankte er nur sich allein. Auf diese Art war er dahin gelangt, den Wohlstand und die Achtung, deren er sich erfreute, nicht als äußere Güter, sondern als die ins Leben getretenen Resultate seines innern Wertes zu betrachten und deshalb schienen sie ihm mit seinem eigensten Selbst verwachsen. Jede Schmälerung seines Ansehens wäre ihm ein Schnitt ins lebendige Fleisch gewesen. Es mag als ein seltsamer Widerspruch in dem Wesen des Mannes betrachtet werden, dass er, der sonst so feste, entschiedene Charakter, bei allen Handlungen seines Lebens sich immer zuerst mit dem Gedanken beschäftigte, was wohl die Leute davon denken, dazu sagen würden. Einst, in früheren Tagen, hatte er dieser Rücksicht ein schweres Opfer gebracht. Er stand in Berlin bei dem reichen Schlossermeister Marbold in Arbeit. Der alte Marbold hatte eine schöne, junge Tochter, sein Herzblatt, sein einziges Kind. Das Mädchen fasste eine tiefe innige Neigung für Wilhelm, und wenn auch dieser seinen Empfindungen nicht Worte gab, ließ sich doch aus tausend kleinen Anzeichen schließen, dass Marie ihm nichts weniger als gleichgiltig war. Aber vergebens sprach die Liebe in seinem Herzen, vergebens äußerte Marbold zu wiederholtenmalen mit nicht zu missdeutender Absichtlichkeit, dass ihm Geschicklichkeit, Fleiß und rechtlicher Sinn bei einem Schwiegersohne eine bessere Mitgabe schienen, als Geld und Gut: Wilhelm blieb unerschüttert. Es war ihm leichter, seinen eigenen Wunsch mit Füßen zu treten als den Gedanken zu ertragen, es könnte vielleicht einmal von ihm heißen: dem hat auch eine reiche Heirat auf die Beine geholfen. Nun und nimmermehr wollte er es darauf ankommen lassen. Er

zog fort. Es kostete ihn bittere Selbstüberwindung, aber in seinen Schmerz mischte sich, ihm halb unbewusst, die stolze Freude des Triumphes. Er fühlte sich als einen Mann, der, wie er sich auszudrücken pflegte, sich durch nichts herunterkriegen ließ. Er ahnte nicht, dass seine Kraft eigentlich Schwäche, und er, der so hochmüthig auf seine Unabhängigkeit pochte, nur der unterwürfige Sclave fremder Meinung sei.

Mehrere Jahre vergiengen. Nach vollbrachter Wanderschaft kehrte er in seine Vaterstadt zurück, erwarb hier das Meisterrecht und betrieb sein Handwerk mit solchem Erfolg, dass er seine Zukunft als reichlich gesichert betrachten durfte. Noch war er unverheiratet, doch stellte es sich ihm täglich deutlicher heraus, dass er es nicht länger bleiben dürfe. Immer mehr verlangte es ihn nach einer behäbigen Häuslichkeit, wie nur eine Frau sie zu bereiten weiß. In einem benachbarten Städtchen, wohin seine Geschäfte ihn manchmal führten, lernte er ein junges Mädchen kennen, das durch sein stilles, sanftes Wesen seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er beobachtete sie genauer, zog unter der Hand Erkundigungen über sie ein und alles, was er von ihr sah oder hörte, sprach zu ihren Gunsten. Der einzige missliche Punkt, der andere Freier ferne hielt, Annas gänzliche Mittellosigkeit, war bei einem Mann von Wilhelms Sinnesart gerade ein Grund mehr, ihr vor andern den Vorzug zu geben. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, dass seine Frau alles und jegliches ihm verdanken sollte. Und welche Befriedigung für seinen Stolz lag nicht darin, dass es nur eines Wortes aus seinem Munde bedurfte, um das arme Mädchen, das sich bisher von seiner Hände Arbeit kümmerlich ernährt hatte, plötzlich wie mit einem Zauberschlag zur angesehenen Bürgersfrau zu machen! In dem Momente, da er sich dies vergegenwärtigte, schien er sich mächtig wie das Schicksal.

Nun war er mit sich im Reinen und zögerte nicht länger, um Annas Hand anzuhalten. Freudig gab sie ihm ihr Jawort und wenige Wochen später tauschten sie am Altar den Schwur treuen Schutzes und liebevollen Gehorsams.

Wilhelm hatte nicht Ursache, seinen Entschluss zu bereuen. Man billigte seine Wahl, man lobte die trefflichen Eigenschaften der jungen Frau, ihre Sittsamkeit, ihren Fleiß, die Umsicht, mit der sie ihrem Hauswesen vorstand, und auch ihre jetzt erst recht erblühende Schönheit ward nicht vergessen. Wilhelm fühlte sich ganz glücklich, wenn er auch, um seiner Würde nichts zu vergeben, sich nie darüber aussprach. Nur manchmal, wenn er sich unbeobachtet glaubte, sagte er mit wohlgefälligem Lächeln zu sich selbst: Es ist doch merkwürdig, wie wir für einander passen. In der That wusste Anna sich ganz und gar in ihn zu schicken. Was ihr dazu half, war nicht jene Frauenklugheit, die zu rechter Zeit nachzugeben und mit kleinen Opfern überwiegende Vortheile zu erkaufen versteht; ihre Nachgiebigkeit entsprang der aufrichtigen, unbedingten Verehrung, mit der sie zu ihrem Manne emporblickte. Jedes seiner Worte hatte für sie Gesetzeskraft; es kam ihr nicht in den Sinn, dass er irren und fehlen könnte. Sie fürchtete ihn mindestens ebenso sehr wie sie ihn liebte; ihm zu missfallen, wäre ihr das Schrecklichste gewesen. Wenn sie sich nur diese Möglichkeit vergegenwärtigte, pochte ihr Herz in rascheren Schlägen und eine dunkle Röthe überzog ihr Gesicht. Sie war so hübsch, so sanft, so gut, dass Wilhelm sich leicht überreden mochte, er liebe sie um dieser Vorzüge willen. Im Grunde war jedoch die blinde Anbetung, die sie für ihn hegte, ihr Hauptreiz in seinen Augen. Sie war sein Geschöpf; er besaß über sie nicht bloß die Gewalt, die das Gesetz dem Manne sichert, auch ihr geistiges Theil, ihr Denken

und Empfinden, war ihm unterthan. Wie wenige Eheherren durften sich des Gleichen rühmen! Es kommt alles nur darauf an, ein rechter Mann zu sein, meinte er in seinem Sinne und blickte nicht ohne Verachtung auf die Schwächlinge herab, die ihren Frauen das Recht einräumen, die Welt mit ihren eigenen Augen zu betrachten.

Fünf Jahre waren seit ihrem Hochzeitstag verflossen. Das Glück ihrer Ehe hatte nur durch den Verlust ihres Erstgeborenen eine schmerzliche Trübung erfahren. Mit umso größerer Zärtlichkeit hiengen beide Eltern an dem kleinen Mädchen, das ihnen geblieben war. Seltsam genug, schmiegte sich das dreijährige Malchen mit besonderer Vorliebe an den ernsten Vater; freilich war dieser, wenn er mit der Kleinen spielte, ein völlig anderer als im Verkehr mit der Welt. Die Liebe zu seinem Töchterchen war vielleicht die einzige ganz ursprüngliche, unbefangene Regung seiner Seele, die einzige, der er sich ohne Rückhalt und Nebengedanken hingab. Man durfte hoffen, der Harmlosigkeit des unschuldigen Wesens werde es noch gelingen, Wilhelm zu der Überzeugung zu führen, dass es höhere Güter gibt, als die Befriedigung des Ehrgeizes zu gewähren vermag. Indem der Mensch ein Kind erzieht, wird ihm oft die segensreichste Gelegenheit, einzusehen und nachzuholen, was er bisher an seiner eigenen inneren Erziehung versäumte.

So saßen sie eines Abends in der Wohnstube beisammen; Wilhelm unterhielt sich mit der Kleinen, Anna war mit einer Näharbeit beschäftigt. Da trat ein Besuch ins Zimmer. Eine Jugendfreundin Annas, die Tochter des Schullehrers in ihrem Heimatsorte, war nämlich vor wenigen Tagen nach H. gekommen und hatte sich bei einer reichen Bürgersfamilie verdungen. Die junge Frau empfieng sie mit einer Herzlichkeit, die Wilhelm aus zweifachem Grunde unange-

nehm berührte; erstens war eine solche Vertraulichkeit zwischen seiner Frau und einer Dienenden nicht nach seinem Geschmacke, ferner missfiel ihm Friederikens Persönlichkeit. In der That konnte ihr Äußeres, ohne häslich zu sein, keineswegs empfehlend genannt werden; es lag etwas Unstetes in ihrem Wesen, etwas Lauerndes in ihrem rastlos umherschweifenden Blick. Anna hatte kein Auge dafür, weil wir über das Äußere von Jugendbekannten überhaupt kein Urtheil haben. Es ist uns mit ihrem ganzen Sein, ihrem Guten und Schlimmen so eng verwachsen, dass wir es uns nicht mehr selbständig denken können. Wir meinen, es müsse eben so sein. Die Abneigung Wilhelms gegen Friederike ward dadurch noch vermehrt, dass Malchen, von ihren Schmeicheleien angelockt, von seinem Schoße weg zu ihr verlangte. Nun wurden alte Erinnerungen aufgefrischt. Anna hatte nach Tausenderlei zu fragen, Friederike nicht weniger zu erzählen, und über diesem Gespräche, das sich um gleichgiltige, ihm fremde Dinge drehte, wurde der Mann fast vergessen. Anna bemerkte seine Verstimmung nicht. Sie brachte das Kind zu Bette und lud ihre Freundin ein, das Abendessen mit ihnen zu theilen. Nachdem sie die Verhältnisse sämmtlicher Einwohner ihrer Vaterstadt zur Genüge besprochen hatte, begann Friederike von ihrer Herrschaft zu erzählen. Auch hier bewährte ihre Zunge die bereits erprobte Schärfe. Jede kleine Schwäche der Leute, die allgemein als brav und ehrenwert bekannt waren, wurde unbarmherzig ans Licht gezogen. Obgleich selbst ganz unfähig, jemandem Böses nachzureden, fühlte sich Anna davon nicht verletzt; sie war gewohnt, dergleichen von Friederike zu hören und legte deshalb kein Gewicht darauf. Umso größeres Misfallen erregte die Weise der Schullehrerstochter bei Wilhelm. Nebenbei mochte er wohl denken, sie dürfte für seine Fehler ein ebenso

scharfes Auge haben und sie ebenso schonungslos zur Sprache bringen. Als Friederike sich entfernt hatte, bat er seine Frau, dafür zu sorgen, dass ihm nicht wieder ein Abend so unleidlich verdorben werde. Auf Annas schüchterne Frage, was er denn gegen ihre Freundin habe, erwiderte er kurz: „Sie gefällt mir nun einmal nicht.“

„So darf Friederike nicht mehr kommen?“ fragte die junge Frau in bittendem Tone.

Das hatte Wilhelm aber nicht gemeint. Die Sache schien ihm zu unbedeutend, um ein herrisches Einschreiten nothwendig zu machen, und er war zu verständig, um sich in der Rolle eines kleinen Haustyrannen zu gefallen. Die Anerkennung seiner Oberhoheit lag schon in Annas Frage, das genügte ihm. „Sie mag dich dann und wann besuchen,“ entgegnete er, „aber nicht zu oft und nicht, wenn ich zu Hause bin.“

Dieser letzteren Vermahnung hätte es nicht bedurft. Klug und scharf beobachtend, wie Friederike war, hatte sie die Abneigung, die sie dem Manne ihrer Freundin einflößte, alsbald bemerkt und vermied es, mit ihm zusammenzutreffen. Was sie zu Anna hinzog, war nicht sowohl aufrichtige Neigung, als vielmehr das Bedürfnis nach einer Vertrauten in der Herzensangelegenheit, die all ihr Sinnen und Trachten in Anspruch nahm. Friederike hatte mit einem im Hause ihrer Herrschaft wohnenden Handlungsdiener ein Liebesverhältnis angesponnen, mit dem es ihr wenigstens sehr ernst war. Es trifft sich wohl, dass Naturen, die bis dahin jeder warmen, innigen Empfindung unzugänglich schienen, plötzlich von einer tiefen Leidenschaft erfasst werden. Diese dämonische Macht stürzt sie aber meistens ins Verderben, indem sie ihnen die verständige Berechnung unmöglich macht, die sie, in Ermanglung eines sittlichen Haltes, das Böse als etwas Unkluges, von schlimmen Folgen Begleitetes vermeiden ließ. Friederike

hatte fortan nur ein Ziel, einen Lebenszweck: sie wollte Hubers Frau werden. Um ihn sicherer an sich zu locken, täuschte sie den jungen Mann durch die Vorspiegelung, sie besitze ein Capital von 400 Thalern, das ihr Vater ihr auszahlen wolle, wenn es mit ihrer Heirat richtig sein werde. Huber gieng darauf ein. Die Summe schien ihm zur Gründung eines kleinen Geschäftes genügend, und für die Zukunft war ihm nicht bange. Es fiel ihm nicht ein, Friederikens Wahrhaftigkeit in Zweifel zu ziehen. Damit war aber noch wenig gewonnen, denn früher oder später musste ihre Lüge ja doch an den Tag kommen. Das machte ihr kummervolle Tage und schlaflose Nächte. Wie sollte sie sich das Capital verschaffen, von dessen Besitz nach ihrer Meinung das Glück ihres Lebens abhieng? — Anna war die Vertraute ihrer Liebe, doch nicht ihrer Sorgen; um keinen Preis hätte sie es gewagt, der streng rechtlichen Frau das Gewebe von Lug und Trug zu enthüllen, in das sie sich verstrickt hatte. Rastlos nagte der Wurm in ihrem Innern. Dass sie auf ehrlichem Wege ihr Ziel nicht erreichen könne, war ihr klar; bald schreckte ihr verwildertes und noch überdies von einer heftigen Leidenschaft bestürmtes Gemüth von dem Pfade des Verbrechens nicht zurück. Nicht als ob sie plötzlich den Entschluss gefasst hätte, die schmähliche That, die ihr eine befriedigende Lösung verhieß, auszuführen. Anfangs beschäftigte sich ihr Geist bloß damit, wie ungleich und ungerecht die Glücksgüter vertheilt seien, wie wenig es doch zu sagen hätte, wenn ihre reiche Herrschaft einen unbedeutenden Theil ihres Vermögens einbüßte, und wie schwer es dagegen ins Gewicht falle, ob ein armes Mädchen sein Leben in drückender Dienstbarkeit zubringen oder die glückliche Gattin eines geliebten Mannes werden solle. Ähnliche Vorstellungen führten sie nach und nach zu bestimmteren Entwürfen. Sie

erwog die Möglichkeit des Gelingens und die Maßregeln, die ihr geeignet schienen, jeder Entdeckung vorzubeugen. Sie wusste, dass ihr Dienstherr den großen Schrank im obern Geschoss nur sonnabends zu öffnen pflege, um das während der Woche eingelaufene Geld daselbst niederzulegen und den Wochenlohn für seine Arbeiter herauszunehmen. Ein Zufall, den niemand ahnte, hatte sie den Ort kennen gelehrt, an dem ihre Herrschaft bei ihren Ausgängen den Schlüssel zu dem Schranke verbarg. Noch eine andere Beute schwebte ihr im Sinne. Die Hausfrau besaß ein Perlenhalsband, das gleichfalls im obern Geschoss verwahrt und nur bei seltenen, besonders feierlichen Gelegenheiten herausgenommen wurde. Eine geraume Zeit konnte vergehen, bevor man es vermisste. So vereinigte sich mancherlei, um das Gelingen des Diebstahls wahrscheinlich zu machen und die Gefahr zu verringern. Ein entscheidender Umstand trat hinzu, Friederike zu dem Entschlusse zu drängen! Huber bestand darauf, die Sache so oder so in's Reine gebracht zu sehen. Des langen Hinhaltens müde, erklärte er geradezu, er wolle, wenn ihre Heirat doch nicht möglich, das Verhältnis lieber abbrechen. Das gab den Ausschlag; Friederike dachte nur mehr an die Ausführung ihres schlau entworfenen Planes. „Du hast Recht," sagte sie, „es muss zu einem Ende kommen. Ich will nach Hause reisen und das Geld bei meinem Vater erheben. In längstens vier Wochen bin ich wieder hier." Huber war es zufrieden.

In dem Städtchen, wo unsere Erzählung sich begab, war es Sitte, vierzehn Tage vor dem Austritt aus dem Dienste zu kündigen. Mit gutem Vorbedacht theilte Friederike an einem Montage ihren Herrenleuten mit, dass ihr kränklicher Vater ihre Rückkehr verlange und sie daher fort müsse. Zugleich bat sie dringend, man möge sie, falls man mit ihrer

Nachfolgerin nicht zufrieden wäre, bei ihrer Rückkehr doch wieder in den Dienst nehmen. Dies ward ihr versprochen, und sie glaubte sich dadurch im voraus gedeckt. Endlich kam der letzte Sonnabend vor dem Montag, an dem sie den Dienst verlassen sollte, heran. Wie sie ganz richtig vermuthet hatte, wurde ihr schon von diesem Tage ihr Lohn ausbezahlt. Nun war es so gut wie gewiss, dass der Schrank nicht vor Ablauf der nächsten Woche geöffnet werden würde, und wenn man dann den Diebstahl entdeckte, müsste dann der Verdacht nicht weit eher auf ihre Nachfolgerin fallen als auf sie, die sich während ihrer Dienstzeit nie die geringste Veruntreuung hatte zu Schulden kommen lassen? Wem konnte es einfallen, sich von ihr einer ähnlichen That zu versehen? Es schien ihr, sie habe nichts zu befürchten.

Wie gewöhnlich begab sich am Sonntagsmorgen die ganze Familie in die Kirche. Diese Zeit hatte Friederike zur Ausführung ihres verbrecherischen Vorhabens bestimmt. Sie fand den Schlüssel an seinem gewöhnlichen Versteck; mit beflügelten Schritten eilte sie in das obere Stockwerk, schloss den Schrank auf und steckte die darin befindlichen Cassenscheine zu sich. Ihr Herz pochte so heftig, dass sie seine Schläge zu hören glaubte. Demungeachtet hatte sie Besonnenheit genug, den Schrank abzuschließen und den Schlüssel an seinen gewohnten Ort zu verbergen. In ihrer Kammer überzählte sie das entwendete Geld; es betrug nicht mehr als 210 Thaler. Das reichte für ihre Zwecke nicht aus.

„So müssen denn noch die Perlen daran," murmelte sie vor sich hin. Bald darauf waren auch diese in ihren Händen. Mit unbefangener Miene empfieng sie die Beraubten, die erst eine Stunde später aus der Kirche kamen. Nachmittags erbat sie sich die Erlaubnis, ihre Freundin besuchen zu dürfen. Sie

gieng zu Anna, deren Mann eben nicht zu Hause war. Mit herzlicher Theilnahme hörte die junge Frau, dass Friederikens Heirat nunmehr gewiss sei, meinte lächelnd, dass es wohl nicht noththue, sie zu baldiger Rückkehr zu ermahnen, und trug ihr tausend Grüße an die Bekannten in der Heimat auf. Friederike merkte nicht auf ihre Worte, so ausschließlich war sie mit dem Gedanken beschäftigt, was sie mit dem Perlenhalsband beginnen sollte. In ihrer Vaterstadt, wo jedermann ihre ärmlichen Verhältnisse kannte, durfte sie es nicht veräußern, ohne sich dem dringendsten Verdacht auszusetzen. Das Räthlichste schien daher, den Schmuck vorläufig an einem sichern Orte zu verwahren, bis der Zufall ihr die Gelegenheit bieten werde, ihn zu Geld zu machen. Schlimmstenfalles wollte sie später eine Reise an einen ganz fremden Ort machen, um die Perlen daselbst, wenn auch unter ihrem Werte, zu verkaufen. Sie zog das Halsband hervor, ließ es Anna als ein Geschenk Hubers, der es von seiner verstorbenen Mutter geerbt habe, bewundern und bat sie, es während ihrer Abwesenheit in Verwahrung zu nehmen. Auf Annas verwunderte Frage, warum sie den Schmuck nicht lieber mitnehmen und ihrem Vater zeigen wolle, erwiederte sie rasch besonnen: „Nein! man kann dergleichen auf der Reise gar zu leicht verlieren. Du musst mir aber eines versprechen: Dein Mann darf kein Wort davon erfahren. Huber meint, wenn die Leute um das kostbare Geschenk wüssten, das er mir gemacht hat, so gäbe das einen Klatsch ohne Ende. Ich hätte es selbst dir nicht sagen sollen, aber vor dir kann ich kein Geheimnis bewahren. Ich zähle auf deine Verschwiegenheit. Gib mir dein Wort, dass du mit keinem Menschen von dem Schmucke reden wirst! Thu's mir zuliebe!"

Annas ganzes Leben war ein beständiges Gehorchen; ein despotischer Wille hatte jede Regung der

Selbständigkeit in ihr unterdrückt, jede Kraft des Widerstandes gebrochen. Sie hatte es nie gelernt, Nein zu sagen, und gewohnt, sich fremden Forderungen unterwürfig zu fügen, blieb sie auch jetzt willenlos, wo es galt, das Recht ihres Mannes zu wahren. Sie leistete das verlangte Versprechen.

Kaum war sie allein, so bereute sie es, sich darauf eingelassen zu haben. Ihr war zumuthe, als müsste sie Friederiken nacheilen und ihr den Schmuck, den sie nicht ohne ein ängstliches Gefühl betrachten konnte, zurückstellen. Sie war weit entfernt, den wahren Zusammenhang der Dinge zu ahnen; die Möglichkeit, dass ihre Freundin sich eines so schimpflichen Verbrechens schuldig gemacht haben könnte, kam ihr nicht in den Sinn, aber die Verpflichtung, die sie eingegangen war, lag wie ein Alp auf ihrer Brust. Nie hatte sie ohne die Beistimmung ihres Mannes das Geringste beschlossen, geschweige denn gethan, und nun sollte sie ihm, ihrem sichtbaren Gewissen, etwas verheimlichen. Sie begriff nicht, wie sie sich jenes Versprechen hatte entlocken lassen, und noch weniger begriff sie, woher sie die Kraft nehmen solle, es zu halten. Wilhelm kannte sie so genau, er verstand in ihren Gedanken zu lesen; musste er nicht bei dem ersten Blick auf sie errathen, dass Absonderliches in ihr vorgieng? Wenn er sie nun befragte, sollte sie ihm mit einer Lüge antworten? Das war unmöglich. ‚Nein! Besser ist's, ich gestehe ihm alles,‘ war ihr nächster Gedanke. ‚Es ist ja nichts Böses daran, Wilhelm ist die Verschwiegenheit selbst, ihm darf ich es immerhin anvertrauen.‘ Sie athmete freier auf; die strenge Zurechtweisung, auf die sie sich gefasst machte, schreckte sie weniger als der Gedanke, ein Geheimnis zu bewahren, dessen Entdeckung ihr häusliches Glück gefährden konnte. Sie dachte: ‚Wenn Wilhelm mich schilt, dass ich, ohne erst ihn zu befragen, mich der

Sache annahm, so wird mir nur, was ich verdiene. Ich hätte es nicht thun sollen, denn wie ich's nun auch anfange, ich muss entweder gegen meinen Mann oder gegen Friederike ein Unrecht begehen.' Ihr ehrliches Gemüth sträubte sich gegen den Wortbruch, dessen sie sich schuldig machen wollte, aber ihre Liebe und ihre Furcht waren beredter. Welchen ernsten Grund konnte Friederike denn auch haben, auf die Geheimhaltung einer so unschuldigen Sache zu dringen? Und war es nicht zu viel gefordert, dass sie, um einer Grille willen, tage- und wochenlang die Qualen eines bösen Gewissens erdulden sollte? Mit Ungeduld erwartete sie die Heimkehr ihres Mannes; wie von einer dunkeln Ahnung getrieben, wollte sie ihm noch heute den ganzen Hergang anvertrauen, so schmerzlich sehnte sie sich, die schwere Last von ihrem Herzen zu wälzen. Der Zufall wollte, dass Wilhelm gerade an diesem Abend später, als er pflegte, nach Hause kam. Die Bangigkeit, die Annas Brust erfüllte, brachte etwas Fremdes, Gezwungenes in ihr Benehmen; er hielt dies für üble Laune, die seinem späten Kommen gelte, und da es ihm als erste Lebensregel galt, man dürfe sich die Frau nicht über den Kopf wachsen lassen, war er sogleich bedacht, durch einen rauhen, herrischen Ton die vermeintlichen Oppositionsgelüste zu unterdrücken. Wenn Anna diesen Ton vernahm, erstarb ihr das Wort auf den Lippen; selbst wenn sie sich keines Unrechts bewusst war, glaubte sie eines begangen zu haben, und nahm im Gefühl ihrer innern Hilflosigkeit zu stummer Ergebung ihre Zuflucht. Dass sie sich in dem Augenblick, wo sie sich in der That Vorwürfe zu machen hatte, durch Wilhelms trockenes Benehmen noch mehr verschüchtert fühlte, lag in der Natur der Dinge. Um keinen Preis, und hätte es ihr Leben gegolten, wäre sie imstande gewesen, ihm jetzt ihre Übereilung zu gestehen; er blickte so finster, sein ganzes Wesen hatte

etwas so Abwehrendes, dass ihr Entschluss dagegen nicht standzuhalten vermochte. Sie wollte eine günstigere Stunde abwarten. Mit schwerem Herzen gieng sie zu Bette, und noch lange betete sie in ihren Gedanken zu Gott, er möge alles zum Guten wenden.

Während die arme Anna ruhelos dem Morgen entgegenharrte, schlief Friederike tief und fest; die Aufregungen des vorhergegangenen Tages hatten ihre Kraft fast überwältigt, ihre erschöpften Nerven forderten ihr Recht. Morgens schnürte sie ihren Bündel, beurlaubte sich bei der alten Frau, die noch zu Bette lag, und sagte dann ihrer Herrschaft mit erheuchelter Rührung Lebewohl. Sie war im Begriffe, zu gehen, als der Herr sie noch einen Augenblick verziehen hieß. Er stieg ins obere Stockwerk. Ihre Kniee wankten, ein tödlicher Schreck lähmte ihre Glieder. Eines hatte sie bei ihrer klugen Berechnung außeracht gelassen, nämlich, dass man in anständigen Bürgershäusern Dienstleuten, mit denen man zufrieden war, bei ihrem Abschiede einen Zehrpfennig mitzugeben pflegt. Diesen wollte der Tischlermeister jetzt aus dem Schranke holen. Wenige Minuten später kehrte er zurück. Friederike musste laut aufschreien, als sie ihn die Treppe herunterschwanken sah. Blass, verstört, an allen Gliedern zitternd, wie sie ihn jetzt vor sich sah, so stand er bis ans Ende ihres Lebens vor ihrem inneren Blick. Die Beschuldigung, dass sie die Diebin sei, wurde nicht einmal ausgesprochen, so sehr verstand es sich von selbst. Die einzige Frage, die man an sie richtete, war, ob sie außer dem Gelde noch etwas entwendet habe. Zusammenbrechend, gestand sie auch den zweiten Diebstahl, weigerte sich aber hartnäckig, zu bekennen, was aus den Perlen geworden sei. Sie bat um Gotteswillen, man möge sie nur auf eine halbe Stunde allein fortgehen lassen, dann wolle sie den Schmuck zurückbringen, aber wo, in wessen Händen er sich befinde,

das könne, das dürfe sie nicht sagen. Trotz ihrer Verderbtheit entsetzte sie sich vor dem Gedanken, die schuldlose Anna in ihr Verderben hineinzuziehen. Ihre Bitten und Thränen fruchteten nichts; man sah in ihren Worten nur eine leere Ausflucht, mittelst welcher sie möglicherweise ihre Flucht zu bewerkstelligen gedenke. Der Tischlermeister ließ einen Gerichtsdiener rufen. In seinem Beisein gab Friederike das entwendete Geld heraus und, von ihm begleitet, sollte sie das Halsband herbeischaffen. Man gab ihm ein Verzeichnis sämmtlicher Personen, mit welchen sie zu verkehren pflegte; bei diesen allen sollte er, in ihrem Beisein, nachfragen, ob sie nichts von dem entwendeten Schmucke wüssten. Seinem geübten Blicke, hoffte man, werde es nicht schwer sein, aus dem Verhalten der Befragten auf ihre Schuld oder Unschuld zu schließen. Auch Annas Name fehlte nicht auf dieser Liste. Nachdem er bereits in mehreren Häusern Erkundigungen eingezogen hatte, die ihm zu keinem Resultate verhalfen, schlug er die Richtung nach dem Hause des Schlossermeisters ein. Auf dem Wege dahin begegnete ihnen Wilhelm. Als er Friederike in solcher Begleitung erblickte, starrte er sie an, als hätte er sie nie gekannt, und gieng vorüber. Sein Stolz unterdrückte jede Äußerung des Staunens und der Neugier. ‚Wenn er wüsste, was seiner Frau bevorsteht!‘ jammerte es in Friederikens Herzen auf. Sie giengen weiter. Noch klammerte sich die Unglückliche an eine Hoffnung: sie wollte ihre Freundin heimlich, durch ein stummes Zeichen, warnen, zum Schweigen vermahnen. Anna traute ihren Augen nicht, als sie Friederike mit dem Gerichtsdiener in ihre Stube treten sah; sie bemerkte es nicht, dass jene, mit einem beschwörenden Blick auf sie, rasch den Finger an die Lippen legte. Das von ihr unbeachtete Zeichen war jedoch dem Gerichtsdiener nicht entgangen; er zweifelte nicht länger, dass er hier auf der rechten Spur sei,

und forderte mit barschem Ton die Herausgabe des gestohlenen Schmuckes. Todtenbleich stammelte Anna: „Gestohlen?“ In ihrem Schreck einen neuen Beweis für ihre Mitschuld erblickend, brummte er: Daran wäre nichts Besonderes, aber dass eine Frau, wie Madame Fritze, sich mit Diebshehlerei abgibt, das hätte ich selbst im Leben nicht geglaubt!“ — An allen Gliedern zitternd, sank Anna auf den Stuhl zurück; mit herzzerreißendem Schluchzen stürzte Friederike zu ihren Füßen und flehte sie an, ihr den Betrug zu vergeben. Häufig von Thränen und Schluchzen unterbrochen, erzählte sie ihrem Begleiter den ganzen Hergang und verpfändete ihr Seelenheil für die Wahrheit ihrer Aussage. „Das alles wird sich zeigen,“ entgegnete er trocken; „jedenfalls muss Madame Fritze morgen aufs Rathhaus, um vernommen zu werden. Wäre sie nicht die Frau eines hier ansässigen Bürgers, so müsste sie gleich jetzt mit mir; das kann ich ihr aber ersparen, da man sie ja doch zu finden weiß. Und nun heraus mit den Perlen!“ — Mechanisch stand Anna auf, holte den Schmuck hervor und übergab ihn dem Gerichtsdiener, der sich mit Friederike entfernte, ohne auf deren Bitten, Klagen und Thränen zu achten.

Anna blieb allein. Sie war wie betäubt, das Ganze schien ihr ein schwerer, quälender Traum. Erst nach und nach fasste sie die entsetzliche Wahrheit; der Gedanke, dass ihr Mann nothwendigerweise alles erfahren müsse, verwandelte das Blut in ihren Adern zu Eis. Wenn auch ohne eigentliches Verschulden, hatte sie durch ihre Unbesonnenheit die Reinheit seines Namens getrübt, durch ihre Freundschaft mit Friederike Schande über ihn gebracht. Wie sie ihn kannte, wusste sie, dass dafür keine Vergebung von ihm zu hoffen war. Er war nicht der Mann, eine Unvorsichtigkeit eben nur als solche zu betrachten, wenn sie ihn des Gutes, auf das er am meisten pochte, bis zu einem

gewissen Grade verlustig machte; war er schon bei gewöhnlichen Vorkommnissen streng und hart genug, so musste er bei diesem unerbittlich sein. Mit marternder Geschäftigkeit malte ihre Phantasie sich den Augenblick aus, in welchem sie ihm ihr Geständnis ablegen, ihm sagen würde, dass sie, seine Frau, als eines schimpflichen Vergehens verdächtig, vor Gericht erscheinen müsse. Sie sah seine Züge sich verzerren, die Ader auf seiner Stirne schwellen, sie sah ihn in wildem Zorn das weinende Kind von sich stoßen. ‚Das Kind!‘ stöhnte sie dumpf, und ein neues, größeres Entsetzen zerpresste ihr Herz. Würde er, dem das Urtheil der Welt über alles galt, nicht zu dem sichersten, wenn auch grausamsten Mittel greifen, sich von dieser zu reinigen, indem er sich von dem Weib, das ihm Unehre gebracht, trennte? Sie zweifelte nicht, dass er es thun werde, und geschah dies, so blieb die Kleine in seinen Händen, das Wesen, an dem ihre ganze Seele hieng, war hoffnungslos für sie verloren. Nein! Das durfte nicht geschehen, das war mehr, als sie ertragen konnte! Ihre Sinne verwirrten sich, die Stimme der Natur verstummte, die Verzweiflung bemächtigte sich ihrer als einer wehr- und willenlosen Beute. Sie wusste nicht, was sie that; eine ihr selbst unbekannte Gewalt drängte sie zu dem Furchtbarsten hin. Mit wahnsinniger Hast riss sie das Kind empor und lief mit ihm ins Freie. Das Kind war ein Theil von ihr, es fiel ihr nicht ein, sein Schicksal von dem ihren zu trennen. Ihr schwebte nur ein Ziel vor: die rasche Flucht aus einer Welt, wo ihrer nur noch Schmach und Jammer harrte. Kein bestimmter Vorsatz, kein Entschluss, nur der Instinct der Verzweiflung lenkte ihre Schritte. Sie lief dem Strome zu, der an dem Städtchen vorbeifließt, und das Kind fest an sich drückend, sprang sie hastig in die Fluten, als gelte es, sich eine letzte Zuflucht zu sichern. Noch im Untersinken war es ihr

eine gräßliche Wonne, die Arme der Kleinen um ihren Nacken geschlungen zu fühlen und sich zu sagen, daß sie ihr Liebstes auf der Welt mit fortnehme. Dann schwand ihr die Besinnung, sie hörte nicht mehr das dumpfe Brausen der Wellen, die ihre beiden Opfer mit sich forttrieben.

Ein Ruderknecht am jenseitigen Ufer war Zeuge ihres verzweiflungsvollen Beginnens gewesen. Rasch entschlossen, sprang er ihr nach, um das gefahrvolle Werk der Rettung zu wagen. Die Bewohner der naheliegenden Häuser strömten herbei; niemand ahnte die Wahrheit, man wußte nur, daß sich ein Unglück zugetragen habe. Unter dem lauten Zurufe der Menge brachte der Schiffknecht ein ohnmächtiges Weib mit einem Kinde ans Land, in denen man alsbald die Frau und das Töchterchen des Schlossermeisters Tietze erkannte. Ihre Wohnung war ziemlich entfernt; um keine Zeit zu verlieren, brachte man sie daher auf die nächste Wachstube. Den Bemühungen des schnell herbeigerufenen Arztes gelang es, Anna ins Leben zurückzurufen. Das Kind war und blieb todt. Der erste Blick der Unglückseligen fiel auf seine Leiche. Mit einem wilden Schrei raffte sie sich empor und riß sich aus den Armen der Umstehenden, die sie auf dem eilfertig bereiteten Lager zurückhalten wollten. Sie wollte das Werk des Todes vollenden; nur der Gewalt gelang es, sie zurückzuhalten. Mit begütigenden Worten redete man ihr zu, nach ihrer Wohnung zurückzukehren. Sie weigerte sich dessen mit der Hartnäckigkeit der Verzweiflung. Erstaunt befragte man sie, ob sie mit ihrem Manne Streit gehabt, ob dieser sie vielleicht mißhandelt habe? Sie verneinte dies, flehte aber mit solcher Inbrunst, mit solcher Seelenangst, man möge sie bringen, wohin man wolle, nur nicht nach ihrem Hause, daß die fremden Menschen Erbarmen mit ihr fühlten und es nicht über sich vermochten, sie zur

Rückkehr zu nöthigen. Schon früher hatten mehrere den Zug, der ihr zur Wachstube gefolgt war, verlassen, um ihrem Manne die Nachricht von dem schrecklichen Ereignisse zu bringen.

„Sie ist wahnsinnig geworden!“ rief Wilhelm aus, als er die That erfuhr, zu der die Verzweiflung Anna hingerissen hatte. Er eilte zu ihr. Ihre wilde Verstörtheit, das Entsetzen, womit sie sich das Gesicht verhüllte, um nur seinem Blicke nicht zu begegnen, bestärkte ihn in seiner Vermuthung. „Mein Kind todt, und mein Weib verrückt! Und das alles an einem Tage!“ murmelte er dumpf vor sich hin. Der Schlag war schwer genug, um des stärksten Mannes Kraft zu beugen, doch Wilhelm hielt es für eine Ehrensache, auch hier kein Zeichen von Schwäche blicken zu lassen; mit starker Selbstbeherrschung drängte er den ungeheuren Schmerz in sein Inneres zurück. Er wollte nur bewundert und beneidet sein; das Mitleid der Menschen drückte ihn wie eine Erniedrigung. Seine Blässe abgerechnet, verrieth kein Zug seines Gesichtes die Qual, die sein Herz zerfleischte. Sein Anblick vernichtete den letzten Rest von Willenskraft, der Anna den Muth gegeben hatte, sich gegen die Rückkehr zu ihm zu sträuben. Sie widerstrebte nicht, als er Anstalt machte, sie nach ihrer gemeinschaftlichen Wohnung zu bringen; auch die Leiche des Kindes ward dahingeschafft. Dieselben Räume, die noch am vorigen Tage eine Zuflucht sicher begründeten Familienglückes schienen, waren nun der Schauplatz des tiefsten, bittersten Elendes. Keine Frage vermochte von Anna eine Antwort zu erpressen; stumm, mit geschlossenen Augen, lag sie, wie an Leib und Seele gelähmt, dahin. Noch immer hielt Wilhelm sie für wahnsinnig, und grimmig hadernd fragte er den Himmel, womit er ein solches Missgeschick verdient habe? Sein Irrthum währte nicht

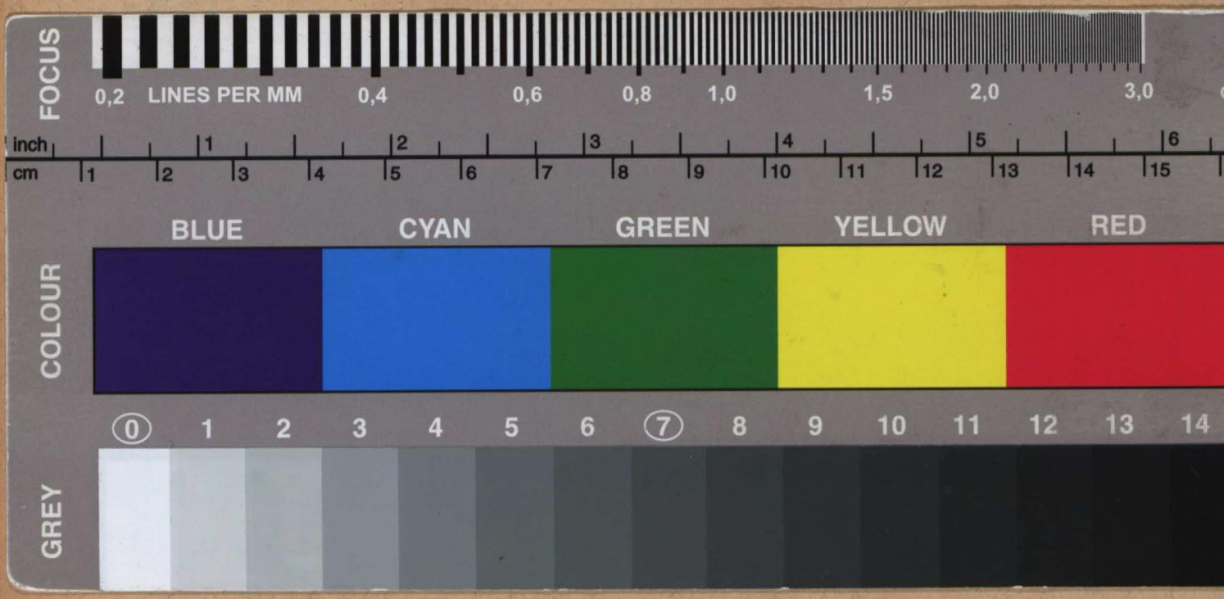
lange. Der Gerichtsdiener hatte aller Welt erzählt, dass die Frau des wohlhabenden, angesehenen Schlossermeisters Tietze in die Diebstahlsgeschichte mitverflochten sei. Als Wilhelm das erste Wort davon vernahm, wich sein Schmerz der Entrüstung über die vermeintliche Verleumdung. Sein Weib die Theilnehmerin an einem gemeinen Verbrechen! Das war nicht möglich, nur die schmählichste Bosheit konnte ein solches Gerücht ausgeheckt haben, nur maßlose Dummheit einer solchen Abgeschmacktheit Glauben beimessen. Hoch und theuer vermaß er sich, die bösen Zungen sollten es ihm büßen. Erst als er, vor Gericht geladen, der Aussage Friederikens den Beweis entnahm, dass Anna, wenn auch ohne eigentliches Verschulden, den Leuten ein Recht gegeben habe, an seinem ehrlichen Namen zu mäkeln, erst dann fasste er den ganzen Zusammenhang. Vergebens sprachen Friederikens Geständnisse, die den unverkennbaren Stempel der Wahrheit trugen, nicht nur ihn, sondern auch Anna von jedem bösen Verdachte frei; vergebens äußerte der Bürgermeister wiederholt sein Bedauern über die unselige Verkettung von Umständen, die es einem Manne von Tietzes Charakter nothwendig machte, sich von einer beschimpfenden Anklage zu reinigen, — es half alles nichts. Welche Genugthuung man ihm auch geben mochte, sein Ehrgefühl war tödlich verletzt, und ein anderer, als er gekommen war, kehrte er nach Hause zurück. Ihm war, als wandle er auf den Trümmern seines Lebens.

Er sprach mit Anna nicht von der schweren Stunde, die soeben an ihm vorbeigegangen war; doch würde man irren, wenn man sein Schweigen schonender Milde zuschrieb. Das Unheil, das Anna über ihn gebracht hatte, war so namenlos, dass jeder Vorwurf darüber ihm kindisch und thöricht geschienen hätte. Ein kalter, finsterer, stummer Groll verdrängte aus seiner

Seele so Zorn wie Mitleid. Seit er die Ursache ihrer dunklen That kannte, seit er sie nicht mehr für wahnsinnig halten konnte, sah und hasste er in ihr die Mörderin seines Kindes. Das fühlte Anna, sie wusste, dass er ihr den Tod seines Lieblings nie vergeben werde; aber je deutlicher ihr dies wurde, umso lauter klagte sie in ihrem Herzen ihn an, denn was sonst als die Furcht vor seiner unerbittlichen Härte hatte all das entsetzliche Unglück herbeigeführt! Die Liebe zu der Kleinen war der einzige wahrhafte Vereinigungspunkt für beide gewesen; voneinander abgelöst, fremd, ja feindlich standen sie sich jetzt gegenüber. Der Schatten des Kindes trennte sie auf ewig.

Solange der Erfolg mit einem Menschen ist, wird es ihm nicht an Freunden fehlen, die an seinen Verstand und seine Tüchtigkeit glauben. Dreht ihm aber das Glück den Rücken, dann schütteln die erst so Gläubigen bald die Köpfe und meinen, der Mann wisse es doch nicht recht anzufangen, sonst würde ihm nicht alles fehlschlagen. Auch Wilhelm machte diese Erfahrung. Das Unglück mit seiner Frau und dem Kinde, die zwar widerlegte, aber keineswegs vergessene Anklage hatte ihm seinen Nimbus geraubt. Er glaubte nicht mehr an sich selbst, und das lähmte seine Kraft. Bald machte sich auch in seinem Gewerbe ein Rückgang fühlbar; ein anderer Schlosser ließ sich in dem Städtchen nieder und zog zahlreiche Kunden an sich. Das war mehr, als Wilhelm ertragen konnte. Die kleine Welt, deren Urtheil bis dahin sein Leitstern gewesen war, wendete sich mit geringschätzender Gleichgiltigkeit von ihm ab, der Frieden seines Hauses war dahin, sein Leben untergraben; was blieb ihm noch übrig? Nichts, als die traurige, zu spät gekommene Erkenntnis, dass der Mensch seinen Schwerpunkt nicht in Äußerlichkeiten, sondern nur in sich allein zu suchen hat.

Anna siechte langsam dahin. Bevor das Jahr abgelaufen war, bettete der Tod sie zu ihrem Kinde. Sie ruhen beide unter einem Hügel, den keine liebende Hand mit Blumen schmückt, denn Wilhelm ist fortgezogen; wie es heißt, nach Amerika.


FOCUS
0,2 LINES PER MM 0,4 0,6 0,8 1,0 1,5 2,0 3,0
inch 1 2 3 4 5 6
cm 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15
COLOUR
BLUE CYAN GREEN YELLOW RED
GREY
0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14